

Evangelische Hochschule Nürnberg
Bachelorstudiengang Soziale Arbeit

Bachelorthesis
Zur Erlangung des akademischen Grades
Bachelor of Arts

Einsamkeit überwinden — Begegnung schaffen

Mit einem musikalischen Angebot der Sozialen Arbeit
Generationen verbinden.

Verfasserin: Judith-Anna Völkl
Erstgutachterin: Prof. Dr. Margit Ostertag
Zweitgutachterin: Dipl.-Päd., Dipl.-Heilpäd. Jutta Oertel
Abgabetermin: 24.11.2020

Abstract

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit den alten, oftmals vergessenen Mitgliedern unserer Gesellschaft. Der demografische Wandel führt in den kommenden Jahren zu einem Anstieg der Hochbetagten und rückt ihre Gruppe so immer mehr in den Fokus der Sozialen Arbeit. Da Generationenbeziehungen nicht mehr im gleichen Umfang wie früher gelebt werden, fehlen oftmals Ansprache und soziale Kontakte. Gerade der Umzug in ein Heim kann als Risikofaktor für Einsamkeit genannt werden. Die Hochbetagten leben häufig in sozial isolierten Verhältnissen in Seniorenwohnanlagen. Physische und mentale Einschränkungen stellen für sie Barrieren der sozialen und kulturellen Teilhabe dar. Alleinsein und Einsamkeit sind Folgen, die sich daraus ergeben. Um das hohe Alter in einem neuen, positiven Licht zu sehen, wird auf das Thema Inklusion eingegangen. Hier wird gezeigt, dass ein erweiterter Inklusionsbegriff Chancen birgt, neben schon beachteten Zielgruppen wie beispielsweise Menschen mit Behinderung, auch die Generation der Hochbetagten in den Blick zu nehmen. Das in dieser Arbeit entwickelte Angebot nutzt das Medium der Musik, um Jung und Alt miteinander in Kontakt treten zu lassen. Es wird beschrieben wie diese dabei wirken und welche Bedeutung ihr besonders im hohen Alter zugeschrieben werden kann. Musik bietet den idealen Ansatzpunkt, um in die jeweiligen Lebenswelten der Kinder und Alten einzutauchen. Durch das Zusammenkommen und gemeinsame erleben von Musik kann Soziale Arbeit dazu beitragen, Einsamkeit alter Menschen in Pflegeeinrichtungen entgegenzuwirken und Generationen miteinander zu verbinden.

Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird in der vorliegenden Arbeit die männliche Sprachform bei personenbezogenen Substantiven und Pronomen verwendet. Dies impliziert jedoch keine Benachteiligung anderer Geschlechter, sondern soll im Sinne der sprachlichen Vereinfachung als geschlechtsneutral zu verstehen sein.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|----|
| Abstract..... | 2 |
| Inhaltsverzeichnis..... | 3 |
| Abbildungsverzeichnis..... | 5 |
| 1 Einleitung | 6 |
| 2 Theoretische Überlegungen | 7 |
| 2.1 Altern in der Gesellschaft..... | 7 |
| 2.1.1 Demografischer Wandel und seine Bedeutung..... | 8 |
| 2.1.2 Alter - eine Annäherung..... | 9 |
| 2.1.3 Altersbilder | 12 |
| 2.1.4 Generationen und Generationenbeziehungen | 14 |
| 2.2 Paralleluniversum Alten-/Pflegeheim | 17 |
| 2.2.1 Wohnformen im Alter..... | 17 |
| 2.2.2 Soziale Exklusion | 18 |
| 2.2.3 Einsamkeit - eine begriffliche Annäherung..... | 19 |
| 2.2.4 Risikofaktoren für das Einsamkeitsempfinden im Alter und deren Auswirkungen..... | 21 |
| 2.2.5 Altenarbeit als Teil der Sozialen Arbeit | 23 |
| 2.3 Soziale Inklusion | 24 |
| 2.3.1 Begriffliche Annäherung | 25 |
| 2.3.2 Alter und Inklusion | 26 |
| 2.3.3 Vielfalt als Normalität..... | 27 |
| 2.3.4 Soziale Teilhabe | 28 |
| 2.3.5 Alt und Jung – Inklusionsorientierte intergenerative Arbeit..... | 29 |
| 2.4 Musik als begegnungsschaffendes Element..... | 31 |
| 2.4.1 Musik als Medium der Sozialen Arbeit..... | 31 |
| 2.4.2 Musik und Musikalität | 33 |
| 2.4.3 Bedeutung von Musik im Alter | 34 |
| 2.4.4 Grundprinzipien für Musikangebote mit alten Menschen..... | 35 |
| 3 Konzeptionelle Überlegungen am Beispiel des Nürnberger Stadtteils „Langwasser“ | 38 |
| 3.1 Notwendigkeit einer konzeptionellen Verankerung | 38 |
| 3.2 Analyse der Rahmenbedingungen..... | 39 |
| 3.3 Situationsanalyse | 39 |
| 3.4 Zielentwicklung..... | 41 |
| 3.4 Planung..... | 42 |
| 3.5 Durchführung und Evaluation | 47 |
| 4 Fazit | 47 |
| Literaturverzeichnis | 50 |

Inhaltsverzeichnis

| | |
|----------------|----|
| Anhang..... | 58 |
| Erklärung..... | 62 |

Abbildungsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis

| | |
|--|----|
| Abbildung 1: Zustandekommen von Einsamkeit (Perlman und Peplau 1984, S. 22)..... | 58 |
| Abbildung 2 Altersaufbau der Bevölkerung in Deutschland (Destatis 2019, S. 20) | 59 |
| Abbildung 3: Langwasser-Nordost (Stadtplandienst Nürnberg) | 60 |
| Abbildung 4 Liedtexte zu Frightened Rabbits „The loneliness and the scream” | 61 |

1 Einleitung

„Wenn ich groß bin...“ – diesen Satz hat wohl schon jeder einmal gehört, der mit Kindern zu tun hat. Sie möchten später Rockstar, Fußballer oder Frisör werden, um die Welt reisen, eine Familie gründen, einen Bauernhof mit Tieren haben und vieles mehr. Kinder haben Träume und Ziele. Manche realistisch, andere eher unwahrscheinlich. Davon unbeeindruckt verfolgen sie diese, ohne sich mit Fragen der Erreichbarkeit oder Nicht-Erreichbarkeit ihrer Zukunftsvorstellungen zu beschäftigen. „Wenn ich alt bin...“ – diese Aussage wiederum ist nicht so verbreitet, wie oben genannte. Dabei wäre es sinnvoll und ratsam, sich angesichts der immer höheren Lebenserwartung mit den eigenen Wünschen und Erwartungen des Alters und Alterns zu beschäftigen. Darüber alt werden zu wollen, herrscht wahrscheinlich größtenteils Einigkeit. Hingegen als „alt“ angesehen zu werden, stößt in unserer Gesellschaft eher auf Ablehnung. Es scheint als gäbe es gewisse Ambivalenzen in Bezug auf das Älterwerden.

Längst ist die Gruppe der „Alten“ als Konsumenten in den Mittelpunkt gerückt. Das ist nicht verwunderlich, leben wir doch in Zeiten, in welchen Artikelüberschriften wie „Das Geheimnis der extrem fitten Alten“ (Cöln, 2020) oder „Länger jung bleiben – 10 Tipps, um das biologische Alter zu senken“ (Stockmann, 2015) die Zeitschriften füllen. Ganze Produktparten befassen sich ausschließlich damit, den Körper möglichst lange gesund, attraktiv und leistungsfähig zu halten. Auch abseits der Konsumbranche geht es in erster Linie darum, den Menschen beispielsweise nach Eintritt in den Ruhestand aktiv zu halten. Altersberichte des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend beschäftigen sich so unter anderem mit dem „Engagement älterer Menschen“, oder mit „Potenzialen des Alters in Familie und privaten Netzwerken“ (BMFSFJ 2005, 13). Das Augenmerk verstärkt auch auf die ältere Generation zu richten und sich mit deren Potentialen, Ressourcen und Bedarfen zu beschäftigen, ist natürlich wichtig und richtig. Allerdings sollte beachtet werden, welche Ziele von Politik und Wirtschaft damit verfolgt werden. In den kommenden Jahren wird es nicht nur einen Zuwachs an „jungen“ Alten geben, sondern auch einen Anstieg der Hochbetagten, die auf Unterstützungshandlungen und Pflege angewiesen sind. Ein Menschenbild das Produktivität, Leistung und Gesundheit beziehungsweise Jugendlichkeit als Maximen ansieht, birgt die Gefahr gerade vom Alter gezeichnete, kranke und leistungsschwache Menschen auf das Abstellgleis zu verfrachten. Mit der Abwendung von einem einseitig defizitären hin zu einem ressourcenorientierten Ansatz in Pflegeeinrichtungen, wurde ein erster Schritt in eine neue Richtung gegangen. Während meines Vollzeitpraktikums im Kulturladen Loni-Übler-Haus in Nürnberg durfte ich einen Einblick in den Arbeitskreis Seniorennetzwerk Mögeldorf erlangen, bei dem sich die Einrichtungen des Stadtteils zum Austausch und zur Organisation gemeinsamer Netzwerkarbeit treffen. Dort ist mir aufgefallen, dass sich die Einrichtungen zwar untereinander versuchen zu vernetzen und beispielsweise gemeinsame Angebote

2 Theoretische Überlegungen

entwickelten, dabei jedoch keine generationenübergreifenden Ideen zur Sprache kamen. Vielmehr finden die meisten Angebote hinter verschlossenen Türen in Seniorenwohnanlagen und Alten- und Pflegeheimen statt. Auch in der Seniorenarbeit in unserem ökumenischen Gemeindezentrum in Langwasser finden ausschließlich Angebote statt, die speziell und allein der Gruppe von Hochbetagten vorbehalten sind. Seniorenkreise der einzelnen Kirchenorte treffen sich, wenn überhaupt, monatlich beim gemeinsamen Seniorennachmittag. Auch hier sind generationenverbindende Angebote eine Seltenheit, oder gar Fehlanzeige. Obwohl heutzutage Betreuungseinrichtungen alter Menschen in den meisten Fällen zentral im Wohngebiet angesiedelt sind bleiben ihre Türen immer noch in vielen Fällen fest verschlossen. Verschlossen vor anderen Mitgliedern der Gesellschaft und verschlossen vor sozialen Kontakten und einem Miteinander der Generationen. Folge ist die fehlende Begegnung mit anderen Menschen und Generationen, neben den Kontakten zu Pflegekräften. Daraus resultierende Einsamkeitsgefühle können schwerwiegende Probleme für die Hochbetagten nach sich ziehen. Um an einem neuen inklusiven Charakter unserer Gesellschaft zu arbeiten, muss die Gruppe der Alten sichtbar gemacht werden und Räume der Begegnung mit Menschen anderer Generationen geschaffen werden. Nur durch ein Miteinander der Gesellschaft, kann ein neues Verständnis eines respektvollen, wertschätzenden und freundlichen Umgangs mit allen Mitgliedern der Gesellschaft erreicht werden. Von meinen ersten persönlichen Eindrücken über die aktuelle Lage der Hochbetagten, ist die Frage danach entstanden, wie ein Angebot der Sozialen Arbeit gestaltet werden kann, das dieser Isolation und der damit einhergehenden Einsamkeit alter Menschen in Pflegeeinrichtungen entgegenwirkt.

2 Theoretische Überlegungen

Es folgen für das Konzept wichtige theoretische Überlegungen, welche die Notwendigkeit und theoretische Fundiertheit generationenverbindender Angebote in der Sozialen Arbeit deutlich machen.

2.1 Altern in der Gesellschaft

In diesem ersten Kapitel wird die vorherrschende gesellschaftliche Situation betrachtet. Erhardt et. al. beschreiben sie als eine „Gesellschaft des langen Lebens“ (Erhardt et. al. 2014, 15), wie es sie bisher noch nie in diesem Ausmaß gab. Ausgangspunkt bildet der demographische Wandel, dessen Bedeutung zuerst dargelegt werden soll, um davon dann Schlüsse zu ziehen und Folgen daraus abzuleiten. Mit einer immer längeren späten Lebensphase ergeben sich ebenfalls mehr Differenziertheiten, welche zeigen, dass das Alter heute viele Gesichter hat und je nach Standpunkt unterschiedlich betrachtet wird. Aus der Definition und Einordnung des Begriffs in unsere Gesellschaft, wird klar, dass diese heterogene Lebensphase zu vielen differenzierten Bildern über das Alter führt. Darauf wird in

2.1.1 Demografischer Wandel und seine Bedeutung

Punkt 2.1.3 näher eingegangen und die Bedeutung von Altersbildern betrachtet. Abschließend wird der Generationenbegriff kurz erläutert und veranschaulicht, wie er sich in die heutige Gesellschaft einordnen lässt.

2.1.1 Demografischer Wandel und seine Bedeutung

Aus dem Griechischen kommend bedeutet „Demografie“ so viel wie „Beschreibung des Volkes“. Es ist der Versuch das Bild einer Bevölkerung, mit Hilfe von Daten über Alter, Geschlecht und anderer Merkmale, wie beispielsweise Familienstand, Staatsangehörigkeit oder Gesundheitszustand, zu zeichnen. Diese Darstellung der Bevölkerungsstruktur ist das Ergebnis von Entwicklungen demografischer Ereignisse wie Geburten, Sterbefälle, Heiraten oder Scheidungen (Luy 2011, 221). Nach Thurich (2011, 16) handelt es sich um die „Wissenschaft von der Bevölkerung“. Diese gibt Informationen über deren aktuellen Zustand und kann daraus Schlüsse für die Zukunft ziehen - das heißt beispielsweise Auskunft über Bevölkerungszunahme oder -abnahme, oder über den künftigen Altersaufbau geben. Diese Daten sind für Politik und Wirtschaft dringen notwendig und nützlich, da sie dabei helfen Wohnungsbaupolitik, Arbeitsmarkt- und Rentenpolitik auf kommende Entwicklungen auszurichten (Thurich 2011, 16).

Das Bild der (Alters-)Pyramide, im Hinblick auf die Verteilung von Jung und Alt in einer Gesellschaft, ist weitläufig bekannt. Ein pyramidenförmiger Altersaufbau bedeutet, dass die jüngsten Geburtsjahrgänge gleichzeitig die am stärksten vertretenen Jahrgänge sind. Davon kann in Deutschland längst nicht mehr gesprochen werden. Die Zeichnung hat sich zu einer Form gewandelt, die aktuell mehr an eine Tanne erinnert und, Prognosen zufolge 2060, urnenbeziehungsweise pilzförmig sein wird (Backes/Clemens 2013, 30 f.). Abbildung 1 im Anhang verdeutlicht die Entwicklung noch einmal grafisch.

Der demografische Wandel bezieht sich auf Veränderungen in Bezug auf die Zusammensetzung der Altersstruktur einer Gesellschaft (vgl. Backes/Clemens 2013, 369). Luy (Luy 2011, 222) beschreibt hierfür drei „demografische Basisprozesse“, die zu Veränderungen einer Bevölkerung führen. Er nennt sie „Prozesse der Fertilität (Fruchtbarkeit), Mortalität (Sterblichkeit) und Migration (Wanderung)“. Laut Luy ergibt sich aus der vergangenen Entwicklung der Basisprozesse dann eine bestimmte vorherrschende Bevölkerungsstruktur. Diese Veränderungen geschehen in der Regel langsam, und gerade deshalb wirken die daraus resultierenden Strukturen weit in die Zukunft hinein (Destatis 2019, 5).

Nach Hoffmann (2014, 16) hat sich die Lebenserwartung innerhalb der letzten einhundert Jahre mehr als verdoppelt. Besonders Fortschritte in der medizinischen Versorgung haben so beispielsweise zu einem starken Rückgang der Kindersterblichkeit geführt. Dazu kommt außerdem eine Verbesserung der Hygienebedingungen und gestiegener materieller

2.1.2 Alter - eine Annäherung

Wohlstand (Hoffmann 2014, 16). Aber auch für die älteren Menschen haben sich die Verhältnisse und Lebenserwartungen verändert und vor allem verbessert. Als 1871 die ersten regelmäßigen statistischen Erhebungen vorgenommen wurden, lag die durchschnittliche Lebenserwartung nach der Geburt für Mädchen bei 38,5 und für Jungen bei 35,6 Jahren (Hoffmann 2014, 16). Heute dürfen Mädchen bei ihrer Geburt mit einer Lebenszeit von 83,2 Jahren und Jungen mit 78,4 Jahren rechnen, und glaubt man aktuellen Prognosen für das Jahr 2060 steigt die durchschnittliche Lebenserwartung bis dahin weiter an (Destatis 2019, 15). „Wir werden [also] immer älter. Die Lebenserwartung ‚explodiert‘ geradezu, während die Bevölkerung in diesem Land schrumpft“ (Hoffmann 2014, 16). Besonders das Altern der heute stark besetzten mittleren Jahrgänge führt zu gravierenden Verschiebungen in der Altersstruktur (Destatis 2009, 5). Folge ist ein enormer Anstieg der Hochbetagten von 4 Millionen im Jahr 2008 auf über 10 Millionen im Jahr 2050 (Destatis 2009, 5.). Die Tatsache, dass seit 1972 die Zahl der Gestorbenen die der Geborenen jährlich übersteigt, führt außerdem zu einer negativen Bevölkerungsbilanz. Die „Alterung der Gesellschaft“, um die aktuelle Situation des „demografischen Umbruchs“ zu beschreiben, scheint konstituiert (Backes/Clemens 2013, 369). Sie geht einher mit diversen „Folgen für die Gesellschaftsstruktur im Allgemeinen und soziale Sicherungssysteme, Generationenverhältnisse und Generationenbeziehungen“ (Backes/Clemens 2013, 369).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der Trend zu einer älter werdenden Gesellschaft und einer gleichzeitig sinkenden Bevölkerungszahl realistisch scheint. Inwieweit die Prognosen im Detail eintreten werden, bleibt selbstverständlich abzuwarten. Fakt ist jedoch, dass aufgrund der bisherigen Entwicklungen die dargestellten Vorhersagen mit eventuellen leichten Abweichungen eintreten werden. Diese zukünftigen Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur, werden nicht nur Auswirkungen auf Politik und Arbeitsmarkt haben. Auch die Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession wird gefordert sein auf die Entwicklungen zu reagieren. Sowohl im Bereich der Adressaten als auch in Bezug auf die Belegschaften werden sich Veränderungen der Altersstruktur ergeben, auf die reagiert werden muss. In der Berliner Altersstudie wird das Ziel wie folgt formuliert: „Die Herausforderung für die Gesellschaft, vornehmlich für die Sozialpolitik, besteht darin, nach Strukturen und Regelungen zu suchen, die dem Menschen in allen Lebensstadien eine faire Chance zu weiteren Entwicklung und einem guten (erfüllten) Leben geben, und dies in einer Situation, in der die Bevölkerung immer älter wird“ (Mayer/Baltes 2010, 8).

2.1.2 Alter - eine Annäherung

Wie aus 2.1.1 hervorgeht leben wir in einer „ergrauenden Welt“ (Lehr 1991, 43) in der es zahlenmäßig mehr Alte gibt, das Verhältnis Ältere versus Jüngere sich zugunsten der Älteren verändert, die über 80-Jährigen die am stärksten wachsende Gruppe darstellen und die

2.1.2 Alter - eine Annäherung

hochaltrigen Menschen zukünftig nicht mehr die Ausnahme sein werden. Roos (2014, 26) beschreibt diese Entwicklung als vierfaches Altern. Im Folgenden wird der Begriff Alter näher betrachtet und dargelegt. Was verbirgt sich dahinter? Wie alt ist man im Alter? Kann man Alter in Phasen oder Abschnitte einteilen und wer gilt heutzutage eigentlich als „alt“ beziehungsweise „hochaltrig“? Die Dimensionen des Alters in dieser Arbeit umfänglich darzustellen, würde den Rahmen übersteigen. Vielmehr wird versucht, das Wichtigste komprimiert darzustellen und das für diese Arbeit Notwendige auszuformulieren.

Alter ist ein vielschichtiger Begriff, der nicht mit einer einzelnen Definition ausgelegt werden kann, sondern differenziert betrachtet werden muss. Dabei variiert dessen Bedeutung je nach verwendetem Kontext. Alter - als Gegenteil von Jugend, gleichbedeutend mit gebrechlich versus agil. Gerade in einer Leistungsgesellschaft erhält diese Abgrenzung eine zentrale Bedeutung. Es geht um ein Nicht-mehr-mithalten-Können, den Verlust von Fähigkeiten und Fertigkeiten und der Folge des Ausrangiertwerdens (Backes/Clemens 2013, 11). Blickt man auf den alltagssprachlichen Gebrauch, wird das Alter erst einmal mit dem kalendarischen oder chronologischen Lebensalter verbunden (Thieme 2008, 32). Das bedeutet der Mensch ist so alt, wie die aus Geburtsjahr und aktuellem Datum sich ergebende Differenz. Dieses Alter kann jedoch keine verlässlichen Informationen über das persönliche Befinden und Empfinden der Person geben. Es sagt nichts darüber aus, ob sich das Gegenüber selbst als alt oder jung betrachtet. Älter sieht sich beispielsweise auch das Vorschulkind im Vergleich zum 3-jährigen Kindergartenkind. Altern tut alles um uns herum, womit wir besonders in den familiären Strukturen der eigenen Angehörigen konfrontiert werden. Das kalendarische Alter kann also nicht automatisch Informationen über psychologisches, biologisches oder soziales Alter liefern (Thieme 2008, 33 f.). Es kann nicht verlässlich Informationen über die geistige Leistungsfähigkeit, die körperliche Verfassung und den Umfang der gesellschaftlichen Teilhabe einer Person geben. So gilt beispielsweise ein Profifußballer bereits mit Mitte Dreißig als alt, wohingegen bestimmte Ämter in der Politik den Menschen mit längerer Lebenserfahrung und höherem Lebensalter vorbehalten sind. Es bleibt festzuhalten, ab welchem Zeitpunkt jemand als alt betrachtet wird, ist abhängig von unterschiedlichen, individuellen und gesellschaftlichen Faktoren – es kann also unterschieden werden zwischen einem subjektiven und einem objektiven Beginn des Alters.

Wurde bis in die 1970er Jahre der Eintritt in den Ruhestand klar als Beginn des Alters markiert, weisen Backes und Clemens (2013, 22) auf eine immer schwierigere Abgrenzung des mittleren zum höheren Erwachsenenalter hin. Für sie spielen aufgeweichte und vielfältige Regelungen in Bezug auf den Renteneintritt, wie beispielsweise Vorruhestand, Erwerbsminderung oder auch Arbeitslosigkeit eine Rolle. Hierdurch entstehen teilweise Wartezeiten zwischen Berufsaustritt und Rentenbeginn, die durch eine Rollenlosigkeit

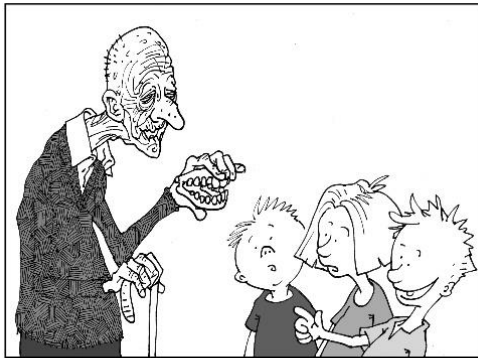
2.1.2 Alter - eine Annäherung

charakterisiert sind. Auch Roos (2014, 26) weist auf einen Bruch und die Veränderungen der „Normalbiografie“, das bedeutet Schule – Beruf – Rente, hin. Es wird deutlich, dass ein klarer Zeitpunkt des Alt-Werdens beziehungsweise Alt-Seins nicht exakt bestimmt werden und der Austritt aus dem Erwerbsleben mit aktuell 65 beziehungsweise 67 Jahren nicht als konkreter Beginn der Lebensphase Alter gelten kann. Thieme (2008, 35) formuliert es wie folgt: „Altern beginnt mit der Geburt“.

Die Spanne des Alters muss differenziert betrachtet werden und wird dabei häufig als „drittes Alter“ (Backes/Clemens 2013, 108) beschrieben. Teilweise gibt es noch die Erweiterung um ein „viertes Lebensalter“ (Bubolz-Lutz 2000, 326), welches sich durch Hilfebedürftigkeit und Gebrechlichkeit charakterisiert und das überwiegend auf ein Alter von 80 Jahren als Beginn festgelegt wird (Backes/Clemens 2013, 108). Alter bedeutet Vielfalt. Es kann nicht von dem Alten oder dem Alter gesprochen werden. In der Literatur werden oft Einteilungen in „junge Alte“ (ab 60 oder 65 bis 70), „Alte“ (70 bis 80 oder 85) sowie „ganz Alte“ (ab 80 oder 85) (Thieme 2008, 37) getroffen. Da durch den demografischen Wandel, eine Zunahme der über 80- und auch 90-jährigen zu erwarten ist, rücken die mit der Hochaltrigkeit einhergehenden gesellschaftlichen Auswirkungen in den Mittelpunkt. Dabei wird nach Kosten und Nutzen der hochaltrigen Menschen unterschieden. Backes und Clemens (2013, 111) sehen so die Folgen für die sozialen Sicherungssysteme, wie Renten-, Kranken- und Pflegeversicherung als negative Aspekte. Als positive Aspekte weisen sie, wie hier bereits in der Einleitung dieser Arbeit zu lesen, ebenfalls auf die wachsende Kaufkraft und die steigenden Bedarfe hin. Festzuhalten gilt, die individuelle Sicht auf das Alter beziehungsweise das gefühlte Alter, muss nicht mit gesellschaftlichen Zuschreibungen, welche sich an Verrentung, Entberuflichung und anderen Kriterien orientieren, übereinstimmen (Hartogh/Wickel 2008, 16).

Dieser Punkt soll mit einer Definition schließen, welche die Kompliziertheit des Begriffs des Alters noch einmal vor Augen führt: „»Alter« ist eine zentrale Kategorie in der Bewertung von Situationen, Menschen und Ereignissen. Diese Kategorie erhält jedoch ihre jeweilige Bedeutung erst durch eben diese Situationen, Menschen und Ereignisse. [...] das Älterwerden [ist] eine Erfahrung, die jeder Mensch im Verlauf seines Lebens ständig macht. Es gibt viele Situationen, in denen jeder von uns »zu alt« oder »zu jung« für eine bestimmte Aktivität oder Entscheidung ist. Diese Erfahrung beginnt nicht erst in einem bestimmten Lebensalter“ (Niederfranke et. al. 1999, 15).

2.1.3 Altersbilder



DER ENTERTAINER



Alter Sack mit Schwung

(BMFSFJ 2015)

Betrachtet man die Karikaturen, (links) von Ingo Lehnhof und (rechts) von Markus Buß (BMFSFJ, 2015), bekommt man ein Gefühl dafür, auf welche Weise Altersbilder wirken und wie facettenreich sie ausfallen können.

„Altersbilder sind individuelle und gesellschaftliche Vorstellungen vom Alter (Zustand des Altseins), vom Altern (Prozess des Älterwerdens) oder von älteren Menschen (die soziale Gruppe älterer Personen)“ (BMFSJ 2010, 36). In einer pluralen Gesellschaft sind eine Vielzahl solcher Bilder vorhanden und auch der Einzelne hat meist nicht nur ein einzelnes Altersbild im Bewusstsein, sondern viele verschiedene (BMFSFJ 2010, 36). Beyer et. al. (2017, 330) verstehen die Phase des Älterwerdens dabei als multidirektional und multidimensional. Das bedeutet, dass die Lebensphase Alter immer mit Gewinnen aber auch mit Verlusten einhergeht (Multidirektionalität). Hinzukommt ein gleichzeitiges Vorhandensein dieser Erfahrungen, besonders wenn man die verschiedenen Lebensbereiche betrachtet (Multidimensionalität). Ein Beispiel hierfür wäre das Bild des Alters als späte Freiheit (Rosenmayr), wobei Freiheit positiv konnotiert ist, während auf der anderen Seite gleichzeitig der Alte als gebrechlicher Greis gezeichnet wird.

Menschen erschaffen gerne Bilder von Dingen, weil sie damit die Realität zu beschreiben versuchen. Man drückt aus, wie etwas oder ein Zustand ist, oder wie man sich etwas vorstellt. Altersbilder liefern in vereinfachter Weise Informationen, Meinungen und Vorstellungen über alte Menschen in einer bestimmten Kultur und zu einem konkreten Zeitpunkt (Backes/Clemens 2013, 59).

Wie aber wirken solche Bilder, die das Bewusstsein einer Gesellschaft beeinflussen und verändern können? „Die Zukunft des Alters und des Alterns ist in erheblichem Maße durch Altersbilder bestimmt“ (BMFSFJ 2010, 23). Altersbilder sind gesellschaftlich nicht zu unterschätzen. Durch sie kann die Gruppe der Alten in ein bestimmtes Licht gerückt werden,

2.1.3 Altersbilder

das sowohl positive als auch negative Auswirkungen haben kann. Durch die Bilder wird eine gewisse Realität geschaffen, an der ein „charakteristische[s] Verständnis von Alter [...] und der gesellschaftliche Umgang [damit] [...] begründet [werden]“ (BMFSFJ 2010, 23). Die Folge kann beispielsweise eine Verhinderung von Entwicklungsmöglichkeiten des Einzelnen sein, da vor allem durch negative Altersbilder Stärken und Kompetenzen älterer Menschen übersehen werden können. Außerdem wirken sich Altersbilder darauf aus, wie alte Menschen sich selbst sehen, was sie sich zutrauen, welche Fähigkeiten sie also als vorhanden betrachten. Es gilt aber auch eine mögliche positive Auswirkung festzustellen, wenn gewinnorientierte Altersbilder in der Gesellschaft verankert werden können. Das bedeutet Altersbilder „beeinflussen die Erlebens- und Verhaltensspielräume von Menschen, insbesondere deren Möglichkeiten und Gelegenheiten zu sozialer Teilhabe, zur Entwicklung und Nutzung von Stärken und Potenzialen“ (BMFSFJ 2010, 24).

Im sechsten Altenbericht der Bundesregierung (BMFSJ 2010, 36-39) werden vier Erscheinungsformen von Altersbildern unterschieden:

1. Altersbilder als kollektive Deutungsmuster:

Öffentliche Diskurse beeinflussen die soziale Stellung älterer Menschen – Beispielsweise unterstützt der fünfte Altersbericht den Diskurs über die Potenziale des Alters.

2. Organisationale und institutionelle Altersbilder:

Hier geht es beispielsweise um gesetzlich festgelegte Altersgrenzen, die sich dann auf die persönliche Ebene des Einzelnen auswirken. Durch die institutionellen Regelungen gilt beispielsweise der Eintritt in den Ruhestand als Beginn der Lebensphase Alter.

3. Altersbilder in der persönlichen Interaktion:

Hierbei geht es um sich herausbildende typische Verhaltensweisen, wie Komplimente für das noch gute Aussehen im fortgeschrittenen Alter, oder für noch vorhandene Fähigkeiten.

4. Altersbilder als individuelle Vorstellungen und Überzeugungen:

Dieser Punkt meint subjektive Vorstellungen, Bewertungen und Kenntnisse über das Alter beziehungsweise Altern allgemein und über die älteren Menschen.

Laut Beyer et. al. (2017, 335) hat sich seit 1996 ein Wandel im Bereich der individuellen Altersbilder in unserer Gesellschaft vollzogen. Sie weisen auf eine Entwicklung zu einem stabilen positiveren Altersbild hin. Dieses ist geprägt durch eine gewinnorientierte Sichtweise in Bezug auf das eigene Älterwerden. Besonders auffällig ist dabei, dass vor allem der Anteil der über 72-Jährigen ihr Älterwerden mit individueller Weiterentwicklung betrachten. Backes und Clemens (2013, 61 f.) zeigen hingegen auf, dass gesellschaftliche Bilder aktuell zu großen

2.1.4 Generationen und Generationenbeziehungen

Teilen über Medien und Werbung verbreitet werden. Tendenziell sind hier die Gruppe der älteren Menschen immer noch unterrepräsentiert und besonders der Vielfalt des Alters wird nicht gerecht geworden. Besonders über die Werbung wird überwiegend das Bild der jugendlichen und innovativen Lebensweisen beleuchtet. Es geht um Attraktivität und Sportlichkeit, was höchstens für die „jungen“ Alten gelten kann. Die Werbung suggeriert der älteren Generation, wie sie sein und aussehen sollten: Aktiv, offen für Neues, reisefreudig und konsumorientiert. In der Realität entspricht dieses Verhaltensmuster der aktiven „neuen“ Alten höchstens einer Minderheit von 25% der 55- bis 70-Jährigen.

Im sechsten Altenbericht (BMFSJ 2010, 501 f.) wird auf die Verbindung zwischen Altersbildern und Menschenbildern aufmerksam gemacht. Damit hängen Einstellungen zur Menschenwürde in bestimmten Grenzsituationen zusammen. Gerade in diesem Bereich wird deutlich, welche tiefgreifenden Auswirkungen Altersbilder auf den Einzelnen haben können. Das hier beschriebene reduktionistische Menschenbild kann zu Folge haben, dass Menschen mit bestimmten psychischen oder physischen Einschränkungen das Humane abgesprochen wird. Es herrscht vor allem in Gesellschaften vor, die viel Wert auf Nützlichkeit und kognitive Fähigkeiten der Menschen legen. Die Folge kann dann, beispielsweise bei körperlich erkrankten älteren Menschen, eine sich ergebende Beziehung zwischen Altersbild und Körperbild sein. Der Alte wird somit auf seine körperlichen Defizite reduziert und diese ausgeweitet auf ein generelles Defizit der Person. Für die alten Menschen bedeutet das Teil von Ausgrenzungsprozessen zu werden und dadurch keine Chance mehr auf soziale Teilhabe zu erfahren.

Aufgrund der stark angestiegenen Lebenserwartung und der wachsenden Anzahl an Menschen, die im besonders von Verletzlichkeit bedrohten hohen Alter leben, ist es wichtig Altersbilder immer wieder zu hinterfragen und zu reflektieren. Nur dadurch kann sichergestellt werden, dass alten Menschen die Option zur vollen Entfaltung ihrer Ressourcen und ihrer individuellen Möglichkeiten gegeben werden.

2.1.4 Generationen und Generationenbeziehungen

Nachkriegsgeneration, Babyboomer, Generation Golf, Generation Bachelor, Generation X, Millenials, Geschwisterlose Generation, Sandwich-Generation und zukünftig vielleicht auch noch Generation Corona? Vergleichbar selbstverständlich, wie der Begriff des Alters, wird auch der der Generation sowohl in der Öffentlichkeit als auch im privaten Umfeld verwendet. Die Betitelungen der verschiedenen Generationen weisen auf eine Vielzahl von Themenbezügen hin. Es werden Generationenfolgen innerhalb von Familien thematisiert, auf demografische Bedingungen hingewiesen, Lebensgefühle umschrieben und zu historischen Ereignissen Bezug genommen (Lüscher/Liegle 2003, 13 f.). Eine Mehrdimensionalität und

2.1.4 Generationen und Generationenbeziehungen

Vieldeutigkeit des Begriffs der Generation ist klar erkennbar und so kann ihm folglich eine einzige Definition nicht gerecht werden.

Generation ist dem lateinischen „generatio“ entnommen, was so viel wie „Zeugung“ beziehungsweise „Zeugungsfähigkeit“ bedeutet. Abgeleitet wird dieser Begriff von „genus“ der die Gesamtheit aller etwa zur gleichen Zeit geborenen Menschen beschreibt (Bock 2017, 382). Lüscher und Liegle (2003, 36) führen außerdem das aus dem Griechischen stammende Verb „genesthai“ an, welches das „ins Dasein gelangen“ beschreibt. Spricht man von Generationen geht es also immer um „in den Strom des historischen Geschehens eingebettete Geburtskohorten, und ihre Mitglieder sind, jedenfalls potentiell, ihrer selbst als Generationszugehörige bewußte Akteure“ (Weymann 2000, 40). Durch die begriffliche Annäherung zeigt sich die enge Verbindung zur familialen Bedeutung des Wortes Generation. Diese beschreibt die Mitglieder einer Abstammungsfolge, wie beispielsweise Enkel – Kinder – Eltern – Großeltern, die stets mit der Geburt eines Kindes, das ins Dasein gelangt, neu beginnt und gleichzeitig fortgeführt wird. In diesem Konzept der familialen Generation spielen Unterstützungshandlungen (Geld, Zeit, Raum), Gefühlshaltungen (emotionale Intensität der Beziehung) und die gemeinsamen Aktivitäten (Häufigkeit und Art der Kontakte) eine bedeutende Rolle (Kohli/Szydlik 2000, 11). Lüscher et al. (2010, 30 f.) arbeiten vier Kategorien heraus, welche die Vielfalt des Generationenbegriffs ordnen und so eine Übersicht verschaffen. Die *Genealogischen Generationen* betreffen Verwandtschaft, Ahnen und die Umschreibung von Familienrollen. *Pädagogische Generationen* beziehen sich auf Erziehungsverhältnisse und die damit verbundenen Rollen. *Soziokulturelle historische Generationen* stehen mit Ereignissen wie Kriegen, kulturellen Bewegungen und wohlfahrtsstaatlichen Regelungen in Zusammenhang. Und die *zeitdiagnostischen Generationen* beschreiben Thesen zu aktuellen Befindlichkeiten spezifischer Populationen, vor allem in Bezug auf idealtypische jugendliche Generationengestalten. Für das Thema der vorliegenden Arbeit sind besonders der genealogische und pädagogische Generationenbegriff relevant, weswegen der Fokus im Folgenden gezielt darauf liegen wird.

Wenn von einer Generation die Rede ist, setzt das immer mindestens eine Weitere voraus (Lüscher/Liegle 2003, 125). Hinzu kommen die handelnden Individuen der verschiedenen Generationen, die miteinander in Interaktion treten. Lüscher et. al. (2010, 37) definieren Generationenbeziehungen als soziale Beziehungen zwischen Angehörigen von zwei und mehr Generationen (intergenerationell) aber auch derselben Generation (intragenerationell). Diese sind durch das Bewusstsein der Generationenzugehörigkeit und der sich daraus ergebenden Gemeinsamkeiten und Differenzen geprägt. Ferner sind diese sozialen Beziehungen nicht einmalig, sondern wiederholt wechselseitig. Philipp et. al. (2012, 24) verweisen auf zugewiesene Funktionen und Aufgaben, die die Beziehung zwischen den Generationen

2.1.4 Generationen und Generationenbeziehungen

charakterisieren. Ein Beispiel hierfür wäre das Schüler-Lehrer-Verhältnis, das den Auftrag der Bildung innehat. Höpflinger (1999, 8) betont dabei jedoch besonders die Veränderung, dass in der heutigen Zeit nicht mehr nur die ältere Generation die Jüngere belehrt. Hatten ältere Menschen früher die Rolle der Ratgeber inne kommt es gerade in modernen und technisch immer schnelleren Wandlungsprozessen unterworfenen Gesellschaften zu einer Umkehr des pädagogischen Generationenverhältnis. So beispielsweise, wenn Enkel ihren Großeltern Funktionen auf Smartphones oder anderen technischen Geräten erklären.

Doch bestehen heute noch viele Berührungspunkte zwischen den Generationen, vor allem zwischen Jung und Alt? Durch den demografischen Wandel ist es nicht mehr selten, dass bis zu fünf Generationen in einer Familie gleichzeitig leben (Nicolas 2019, 47). Allerdings können sich die veränderten familiären Strukturen, aufgrund von Kinderlosigkeit, Trennung und Scheidung, unmittelbar auf das Erleben oder Nicht-Erleben von Generationenbeziehungen auswirken. Oftmals fällt so beispielsweise der Kontakt für die Großeltern zu ihren Enkelkindern weg, oder die Beziehung ist durch Konflikte stark belastet (BMFSFJ 2012, 25). Böger et. al. (2017, 274) führen neben strukturellen Veränderungen in der Familie noch die Wohnentfernung zwischen Eltern und deren erwachsenen Kindern an. Durch die gestiegene Mobilität befinden sich die Familien häufig nicht mehr zentral an einem Ort, was zu einer Zerstreuung führt. 2014 lebten nur noch 8% mit in direkter Linie Verwandten Familienmitgliedern unter einem Dach. Die Zahlen von Mehrgenerationenhaushalten sind seit Jahren rückläufig (Destatis 2016, 65). Diese dezentrale Lebenswelten können zwar keine generellen Rückschlüsse auf die Qualität der familiären Beziehungen geben, allerdings besteht die Möglichkeit, dass die persönliche Begegnung zu den jüngeren Generationen darunter leidet. Besonders für alte Menschen, die aufgrund von gesundheitlichen Problemen weniger selbstständig sind, kann die fehlende persönliche Generationenbeziehung negative Auswirkungen haben. Astrid Woog (2006, 22) warnt vor einer Sprach- und Verständnislosigkeit, aufgrund eines anhaltenden Kommunikations- und Beziehungsmangels zwischen den Generationen. Dabei gilt es „[...] eine in allen Altersgruppen geteilte Ethik des freundlichen Zusammenlebens und Zusammenhalts der Generationen zu entwickeln [...]“ (Woog 2006, 22).

Damit das gelingt, ist es erforderlich Räume der Begegnung zu schaffen und Generationenbeziehungen wiederzubeleben. Dabei muss beachtet werden, dass die Lebenswelten der Generationen von institutionalisierten Abläufen geprägt sind. Von der Kita geht es weiter in Schule und Hort. Anschließend absolvieren die Jugendlichen Ausbildung oder Studium und gehen dann über ins Arbeitsleben. Das hat zu Folge, dass es nur noch wenige spontane oder natürliche Möglichkeiten für Jung und Alt gibt, um in Kontakt zu kommen. Konzepte, die ein Miteinander von Generationen anstreben, müssen diesen Umständen

2.2 Paralleluniversum Alten-/Pflegeheim

angepasst werden, um erfolgreich zu sein. Lebens- und Lernräume der verschiedenen Zielgruppen stellen einen Ansatzpunkt dar, um Angebote zu entwickeln und anzubieten.

2.2 Paralleluniversum Alten-/Pflegeheim

Das vorangegangene Kapitel gibt einen ersten Überblick über die vorherrschende gesellschaftliche Situation in Deutschland. Menschen leben länger als früher in einer Welt, die von individuellen Lebensformen und Lebenslagen geprägt ist. Die gesellschaftlichen Bilder vom Alter sind vielseitig und doch oftmals negativ behaftet - ganz besonders, wenn man hilfebedürftige Menschen in stationären Pflegeeinrichtungen vor Augen hat. Da stellt sich die Frage, was eine Gesellschaft mit ihren rund 800.000, in Pflegeheimen wohnenden, Menschen macht (ZEIT ONLINE 2020)? Kann bei der derzeitigen Heimbetreuung von sozialer Exklusion oder Isolation gesprochen werden? Und welche Folgen hat das Leben im Heim für die alten Menschen, besonders im Hinblick auf das Thema Einsamkeit im Alter?

2.2.1 Wohnformen im Alter

Genauso vielfältig wie die späte Lebensphase, sind heutzutage auch die möglichen Wohnformen im Alter in Deutschland. Die erste grobe Unterscheidung wird in Bezug auf den vorhandenen Bedarf bei der Versorgung vorgenommen. Personen die nicht mehr ganztägig ambulant zuhause versorgt werden können oder in modernen Wohnformen, wie Demenz-WGs oder Mehrgenerationenhäusern leben, haben die Möglichkeit eine der traditionellen vollstationären oder teilstationären Betreuungen in Anspruch zu nehmen. Das Leben im vollstationären Bereich gliedert sich in drei Heimtypen: das Altenwohnheim, das Altenheim und das Pflegeheim. Im zuerst genannten Wohnheim leben die Bewohner in kleinen Wohnungen mit eigener Küche, wobei oft auch die Möglichkeit der gemeinsamen Mahlzeit mit anderen Bewohnern besteht. Das Altenheim erfüllt die Aufgabe ältere Menschen, die ihren eigenen Haushalt nicht mehr eigenständig führen können, pflegerische Betreuung und auch hauswirtschaftliche Unterstützung zukommen zu lassen. Oft leben die Bewohner hier auch in kleinen Wohnungen, allerdings ohne Küche. Pflegeheime hingegen bestehen in der Regel aus Einzel- beziehungsweise Doppelzimmern in welche häufig eigenes Mobiliar mitgenommen werden darf. In diesem Bereich ist eine umfassende pflegerische und hauswirtschaftliche Betreuung gewährleistet, die sich am Pflegegrad orientiert. Heute findet man in den meisten Einrichtungen eine Kombination aus diesen drei Heimtypen. Für Schwerstkranke und Sterbende gibt es spezielle Hospizeinrichtungen, die auf Sterbebegleitung und die palliative Versorgung spezialisiert sind (BMG, 2020). Für die folgende Arbeit spielen letztere und auch die teilstationäre Betreuungsform keine Rolle. Da die drei traditionellen Heimtypen häufig kombiniert unter einem Dach vorzufinden sind, wird im folgenden Text nicht weiter zwischen den Begriffen Altenwohnheim, Altenheim und Pflegeheim unterschieden. Für die vorliegende

2.2.2 Soziale Exklusion

Arbeit und dem daraus resultierenden Konzept spielt die Unterscheidung ebenfalls keine Rolle, da das später entwickelte Angebot gerade in diesen drei Bereichen Anwendung finden soll.

Betrachtet man die Zahlen, werden verhältnismäßig wenig alte Menschen in Pflegeeinrichtungen betreut. Von den 85-jährigen lebten 2014 15% in Heimen oder einer Gemeinschaftseinrichtung (Destatis 2016, 62). Das heißt die meisten Hochbetagten leben nach wie vor für sich alleine oder mit Familienangehörigen. Und trotzdem kommt den Altenheimen eine vorbildtragende Bedeutung in den gesellschaftlichen Einstellungen gegenüber alten Menschen zu. Diese, in versorgenden Strukturen lebenden Menschen, entsprechen in besonderer Weise dem gesellschaftlichen Altersbild. Sie sind unproduktiv, leistungsunfähig und über dies hinaus versorgungsbedürftig. Auch hier wird wieder deutlich, wie bedeutend und weitreichend gesellschaftlich vorherrschende Bilder über das Alter sein können. Das Bild vom gebrechlichen und abhängigen Alten wird durch die Versorgungs- und Organisationsstrukturen in Heimen gefestigt und verstärkt.

2.2.2 Soziale Exklusion

Der Begriff der Exklusion wird in der Literatur für eine Reihe unterschiedlicher Formen von Ausgrenzung verwendet. Robert Castel (2008, 69) weist deshalb kritisch auf die Verwendung als ein Allzweckwort hin. Meist werden an erster Stelle Langzeitarbeitslose, Jugendliche aus den Vorstädten oder Obdachlose angeführt, die als Ausgeschlossene der Gesellschaft gelten. Doch was ist mit den Alten unserer Gesellschaft? Laut Castel (2008, 71) ist „unter Exklusion [...] nämlich der Zustand all derer zu verstehen, die sich außerhalb der lebendigen sozialen Austauschprozesse gestellt sehen.“ Diese Definition lässt auf eine subjektive Sichtweise seiner selbst im Hinblick auf das eigene Eingebundensein schließen. Es geht um ein Drinnen-beziehungsweise Draußen-Sein, beispielsweise im Hinblick auf Teilhabechancen. Dabei ist jedoch wichtig zu beachten, dass die Mehrheit der Menschen nicht als Exkludierte geboren werden. Es ist mehr ein Prozess der Degradierung gegenüber einer früheren Position (Castel 2008, 72). In Bezug auf alte Menschen kann das zum Beispiel das Verlassen der eigenen Wohnung oder des eigenen Hauses sein, weil die Kompetenzen sich selbst zu versorgen nicht mehr ausreichen. Der Umzug in ein Seniorenheim ist so oftmals Verbunden mit einem Verlust von Autonomie. Eine Degradierung vom selbstbestimmten, selbstorganisierten und selbstständigen Leben zuhause, hin zu einem in weiten Teilen fremdbestimmten Leben im Heim ist die Folge.

Doch diese Darstellung reicht nicht aus, um alte Menschen in Pflegeeinrichtungen als generell aus der Gesellschaft ausgeschlossen anzusehen. Simmel (zit. n. Kronauer 2010, 141) entwickelt das so radikale Drinnen oder Draußen weiter zu einer Gleichzeitigkeit des Drinnen und Draußen. Er verweist in seinen Ausführungen auf die Rolle des Armen, welche jedoch

2.2.3 Einsamkeit - eine begriffliche Annäherung

ebenfalls auf die der Alten übertragen werden kann, hin. Durch soziale Unterstützungssysteme bleibt der alte Mensch als bloßes Objekt der Fürsorge außerhalb der Gesellschaft. Dieser Ausschluss - das Draußen sein – kommt durch eine zunehmende Machtverschiebung von wechselseitigen Abhängigkeiten hin zu einer einseitigen Abhängigkeit zu Stande (Simmel zit. n. Kronauer 2010, 144). Das Geben und Nehmen hat hier sozusagen ein Ende, da der pflegebedürftige Mensch im Heim meist abhängig von Unterstützungshandlungen und Versorgung ist. Durch dieses in Beziehung treten der Gesellschaft mit den Alten, bleiben diese jedoch zugleich ein Teil von ihr.

Von einem totalen Ausschluss aus der Gesellschaft kann somit nicht die Rede sein. Vielmehr geht es um verminderte Teilhabechancen, die mit einem Heimeintritt einhergehen können. Eckhard (2018, 178) nennt unter anderem soziale Isolierung als einen Teilprozess der sozialen Exklusion. Mit zunehmendem Alter besteht das Risiko der Abnahme sozialer Integration. Gründe dafür können beispielsweise funktionelle Beeinträchtigungen, wie Schwerhörigkeit oder auch geringerer Mobilität, der Tod des Partners oder auch der Einzug in ein Heim, sein. Mögliche Folgen sind beispielsweise ein Rückzug aus der Gemeinschaft, das entfernte sein von sozialen Netzwerken oder der Verlust von wichtigen sozialen Kontakten (UNECE 2010, 3). Gerade bei hochaltrigen Menschen ist die Gefahr, von sozialer Isolierung betroffen zu sein, durch die genannten Faktoren sehr hoch (Smith/Baltes 2010, 259 f.). In der Berliner Altersstudie wurde unter anderem untersucht, wie sich der Heimaufenthalt auf soziale Beziehungen auswirken kann. Beispielsweise haben Heimbewohner im Gegensatz zu denen, die in Privathaushalten leben, deutlich seltener Freunde, sind oft verwitwet oder ledig (Wagner et. al. 2010, 333). Hinzukommt, dass soziale Beziehungen alter Menschen, die früher über alltägliche kleinere Gesten, Handreichungen, Aufmerksamkeiten und Gespräche aufrechterhalten wurden, für Heimbewohner wegfallen. In diesem Bereich bleiben nur offizielle Besuche, die oftmals zeitlich begrenzt sind und einen anderen Aufwand erfordern, als wenn man nur kurz vorbeischaut. Die in Privathaushalten Lebenden, auch wenn sie alleine sind, sind somit in gewisser Weise in das Alltagsleben ihrer Netzwerkpartner integriert, was für Heimbewohner nicht mehr möglich ist (Wagner et. al. 2010, 341).

2.2.3 Einsamkeit - eine begriffliche Annäherung

Zimmermann (1803, 2) fasst, als einer der ersten, das Besondere des Themas Einsamkeit zusammen: „Durch Einsamkeit verstehe ich hier jede Entfernung von der Gesellschaft der Menschen. Aber ich weiß auch, daß man außer den heiligen Mauern eines Klosters oder dem Bezirk einer stillen ländlichen Gegend einsam seyn kann. Der Umgang mit sich selbst ist in jeder großen Gesellschaft und in der volkreichsten Stadt ebenso möglich als in den Wüsten von Lybien, in den hohlen Bäumen von Japan und in den Kloster der Trappe.“ Auch De Jong Gierveld et. al. (2006, 486) weisen darauf hin, dass eine von sozialer Isolation betroffene

2.2.3 Einsamkeit - eine begriffliche Annäherung

Person nicht notwendigerweise einsam sein muss und eine einsame Person nicht notwendigerweise sozial isoliert.

Zu Beginn ist eine kurze Betrachtung der verschiedenen Begrifflichkeiten wichtig, um auf relevante Unterscheidungen aufmerksam zu machen. Die in der Alltagssprache zentral verwendeten Begriffe im Fall der Vereinsamung sind die Einsamkeit und das Alleinsein. Vereinsamung wird als das Vorhandensein starker Einsamkeitsgefühle, in Kombination mit dem langfristigen Kontaktverlust zu Personen, zu denen eine Person affektive, das heißt gefühlsbetonte, Bindungen unterhält, verstanden (Schobin 2018, 46). Die für Einsamkeit und Alleinsein in der Wissenschaft analog verwendeten Ausdrücke sind die des Einsamkeitsempfindens einerseits und der sozialen Isolation andererseits.

Das Alleinsein, also die soziale Isolation, liegt nach Schobin (2018, 47) vor, „[...] wenn jemand über eine längere Zeitspanne sehr viel alleine ist.“ Diese Definition lässt eine mögliche Messbarkeit des Zustandes vermuten. Zeitfaktor und auch vorhandene Kontakte zu Freunden, Familienmitgliedern oder Pflegepersonal lassen sich gerade in Pflegeeinrichtungen gut nachvollziehen. Sr. Regina Grehl OSF (2018, 148) macht auf die Freiwilligkeit des oder das Gezwungen sein zum Alleinsein aufmerksam. Gerade in der modernen, schnelllebigen Welt suchen immer mehr Menschen „Aus-Zeiten“ – dabei kann es sich auch um eine längere Zeitspanne handeln, in der Menschen das Alleinsein und die Ruhe suchen. Diese Freiwilligkeit könnte als „positive Einsamkeit“ betitelt werden. Grehl weist aber eben auch auf die Menschen hin, die an Vereinsamung und Stille zerbrechen, weil sie durch Alter, Krankheit oder den Tod vertrauter Menschen gezwungen sind, auf diese Weise zu leben.

Einsamkeit beziehungsweise das Einsamkeitsempfinden „wird dagegen theoretisch in das negative Gefühl des Mangels an affektiven Bindungen, also in eine negative Einsamkeitsempfindung, übersetzt“ (Schobin 2018, 47). Diese subjektiv empfundene Einsamkeit ist für Außenstehende oftmals schwierig zu erkennen und kann nicht anhand der objektiven Anzahl sozialer Beziehungen gemessen werden. Sie ergibt sich aus der subjektiven Wahrnehmung der Beziehungen und besonders im Hinblick auf deren Qualität (Luhmann 2018, 68). So weisen auch Huxold und Engstler (2019, 72) darauf hin, dass das Einsamkeitsempfinden einer jeden Person sehr individuell sein kann. Es bestehe zwar generell ein höheres Risiko, wenn soziale Isolation vorliegt, jedoch gäbe es auch viele Menschen, die mit wenigen sozialen Kontakten zufrieden seien und mit dem Alleinsein gut zurecht kämen. In der Berliner Altersstudie (2010, 253) unterscheiden Mayer und Wagner zwischen sozialer und emotionaler Einsamkeit. Auf der einen Seite kann es sich dabei um das Vermissen gesellschaftlicher Kontakte und sozialer Aktivitäten handeln, auf der anderen um die

2.2.4 Risikofaktoren für das Einsamkeitsempfinden im Alter und deren Auswirkungen

Sehnsucht nach einer sehr engen Beziehung mit einer anderen Person. Letztendlich kommt es weniger auf die Quantität als auf die Qualität der sozialen Beziehungen an.

Die Begriffe der sozialen Isolation und des Einsamkeitsempfindens können also in der Theorie auf ihre Bedeutung hin klar voneinander abgegrenzt und unterschieden werden. Im Alltag wird deutlich, dass die Begriffe trotz klarer Begriffsunterscheidung miteinander in Verbindung stehen können.

2.2.4 Risikofaktoren für das Einsamkeitsempfinden im Alter und deren Auswirkungen

Was sind nun aber die Ursachen, die vor allem im Alter zu Einsamkeitsempfindungen führen können und welche Auswirkungen kann das Heim auf die Vereinsamung eines Bewohners haben? Außerdem wird die Frage nach den aus der Einsamkeit resultierenden Folgen gestellt.

Noack (2014, 175) beschreibt den Eintritt in das Heim als Übergang in ein neues soziales System. Die vorrangige Aufgabe ist eine zweckrationale, bei der es um Pflege und Versorgung hilfebedürftiger alter Menschen geht. Diese neue Lebenswelt wirkt sich auch auf die Größe der Netzwerke aus. Zählen zu denen junger Alten noch 49 Personen, reduzieren diese sich bei den Hochbetagten erheblich auf 4,5. Das kann gerade für Menschen, die vor ihrem Heimeintritt in ein großes soziales Geflecht eingebunden waren, eine große Veränderung und Herausforderung darstellen. Perlman und Peplau (1984, 22 f.) unterscheiden einerseits begünstigende Faktoren, bei denen es sich um Persönlichkeitsmerkmale, wie beispielsweise Schüchternheit oder Mangel an ausgeprägtem Sozialverhalten, handelt. Außerdem spielen situative Merkmale eine Rolle zum Beispiel soziale Isolation einer Person und zuletzt kulturelle Werte, wie Individualismus. Kommt es dann noch zu einem auslösenden Ereignis, das können beispielsweise Trennung, Scheidung, der Tod des Ehepartners oder ein Umzug sein, kann eine Diskrepanz zwischen erforderlichen und tatsächlich bestehenden sozialen Beziehungen entstehen. Folge kann dann je nach persönlicher Wahrnehmung und Bewertung der Situation ein sich einstellendes Einsamkeitsempfinden sein. Das Schaubild von Perlman und Peplau in Anhang 1 verdeutlicht das hier beschriebene Zustandekommen vom Einsamkeitserleben noch einmal grafisch. In der Berliner Altersstudie (2010, 339 ff.) führen Wagner et. al. unterschiedliche Faktoren an, die Einsamkeit wahrscheinlicher machen. Verwitwung, Kinderlosigkeit und die Lebenswelt im Heim zählen demnach zu einsamkeitsbegünstigenden Aspekten. Daraus resultiert zudem das seltenere Erleben von Zärtlichkeiten und ein geringeres Ausmaß sozialen Beisammenseins. Das sind die in diesem Zusammenhang ausschlaggebenden Faktoren für Einsamkeit. Gerade bei Heimbewohnern kommen in der Regel viele Faktoren zusammen, die Einsamkeit verursachen oder vergrößern. Bei ihnen handelt es sich sehr oft um verwitwete oder ledige Menschen, die wie schon oben erwähnt weniger soziale Beziehungen haben als in Privathaushalten lebende Gleichaltrige. Besonders

2.2.4 Risikofaktoren für das Einsamkeitsempfinden im Alter und deren Auswirkungen

häufig sind Frauen vom Verlust des Partners betroffen, da Männer durchschnittlich sechs Jahre früher sterben. Hinzukommt eine mangelnde Mobilität, der alten Menschen. Viele Bewohner sind in einem schlechten Gesundheitszustand, der es ihnen erschwert soziale Kontakte zu pflegen und aufrecht zu erhalten. So fällt es beispielsweise schon schwer oder ist in vielen Fällen unmöglich, den Zimmernachbar zu besuchen, ohne auf Unterstützung des Pflegepersonals angewiesen zu sein. Dieses Beispiel zeigt, dass soziale Isolation zu verstärkten Einsamkeitsempfindungen führen kann. Aber auch Einsamkeitsempfindungen, die zum Beispiel durch den Verlust des Partners ausgelöst werden und mit Trauer oder Rückzug einhergehen, können zu sozialer Isolation führen. Das zeigt, wie wichtig es ist die Person ganzheitlich zu betrachten und alle Faktoren zu beachten, die einerseits zu einem Verlust von sozialen Kontakten führen können, sich aber auch auf das Gefühlsleben und das emotionale Erleben von Einsamkeit auswirken können.

„Einsamkeit ist das neue Rauchen“ (Hartmann-Wolf 2018) oder „Ein Krankheitserreger namens Einsamkeit“ (Uhlmann 2015) - diese Überschriften verdeutlichen, wie aktuell und brisant das Thema Einsamkeit ist und wie negativ die Auswirkungen sein können. Die Forschungen belegen, dass erlebte Einsamkeit erhebliche negative Folgen für die Gesundheit haben kann. Es handelt sich um Gefühle, die mit dem Alleinsein oder mit einem sich verlassen fühlen einhergehen. Bohn (2018, 135) fasst das gut zusammen, wenn sie sagt: „Einsamkeit steht niemals isoliert, auch wenn sie uns von anderen Menschen isoliert. Einsamkeit ist stets in ein Geflecht von weiteren Emotionen eingebunden. Sie ist umgeben von Sehnsucht, von Hoffnung, Trauer, Angst und insbesondere von dem Gefühl der Scham“ (Bohn 2018, 135). Während Bohn auch Gefühle wie Sehnsucht und Hoffnung nennt, die ein Streben nach Veränderung der eigenen Situation beschreiben, beschränken sich Peplau und Perlman (1979, 102) in ihren Ausführungen ausschließlich auf negative Gefühle, die mit Einsamkeitserleben einhergehen. Dazu gehören eine generelle Unzufriedenheit mit der eigenen Situation, ein darüber Unglücklich sein, Depressionen, Angst, Leere, Langeweile, Unruhe und Ausgrenzung. Diese Gefühle und Zustände können sich negativ auf die Gesundheit der einsamen Person auswirken und sogar zum vorzeitigen Tod führen. (Sonnenmoser 2018, 89) Allerdings würden Mediziner die Ursache einer körperlichen oder psychischen Erkrankung nicht allein in der Einsamkeit des Patienten vermuten. Jedoch zeigt sich in Untersuchungen, dass einsame Personen häufiger übergewichtig bis hin zu adipös waren. Außerdem hat sich herausgestellt, dass nichteinsame Menschen seltener rauchen, weniger Alkohol konsumieren und seltener von Medikamenten beziehungsweise Internet oder Smartphone abhängig sind. Vorsorgeuntersuchungen werden von einsamen Menschen eher gemieden und sie kommen innerlich seltener zur Ruhe (Sonnenmoser 2018, 89). Besonders der Aspekt, dass einsame Menschen wenige soziale Kontakte haben spielt hier eine bedeutende Rolle. Die Angehörigen oder Freunde könnten motivierend und unterstützend zu

2.2.5 Altenarbeit als Teil der Sozialen Arbeit

einem gesundheitsbewussterem Verhalten auffordern. Diese positive Wirkung sozialer Unterstützung, greift bei einsamen Menschen nicht. Einsamkeit geht natürlich nicht generell mit Krankheit einher, sondern immer nur dann, wenn die Person darunter leidet. Sucht der Mensch die Einsamkeit, um beispielsweise Stress abzubauen, kann sie die Gesundheit sogar verbessern und stabilisieren.

Einsamkeit ist ansteckend. Diese Aussage erscheint zwar widersprüchlich, denn um sich anzustecken müsste man ja in Kontakt kommen. Doch Studien belegen, dass Einsamkeit, verstanden als subjektives Erleben von sozialer Isolation, sich auf andere übertragen kann. Je vertrauter die einsame Person dem Nächsten ist und je geringer der räumliche Abstand, desto wahrscheinlicher ist eine Ansteckung. (M. Spitzer 2016, 735 f.) Dieser Aspekt ist insofern interessant, da gerade in Pflegeeinrichtungen Menschen miteinander leben, auf die viele Faktoren zutreffen, die das Einsamkeitserleben ohnehin wahrscheinlicher machen. Wenn folglich mehrere sich einsam fühlende Menschen die meiste Zeit miteinander verbringen, kann es dazu kommen, dass sich diese Atmosphäre der Einsamkeit auf noch mehr Bewohner ausweitet. Eine andere Beobachtung, die sich negativ auf die einsame Person auswirken kann, ist, dass einsame Menschen von anderen seltener als Freunde genannt werden. Sie selbst wiederum nennen andere ebenfalls seltener als Freunde. Die Folge der Einsamkeit ist also ein gemieden werden von anderen, das wieder in sozialer Isolation endet, die das Gefühl der Einsamkeit noch verstärkt. Einsamkeit ist somit sowohl eine Ursache als auch eine Folge von sozialer Isolation. Dadurch wird ein Kreislauf in Gang gesetzt, der es denen mit vielen Kontakten ermöglicht in Gesellschaft zu bleiben und jenen mit wenigen erschwert, neue Beziehungen zu knüpfen (M. Spitzer 2016 , 736).

2.2.5 Altenarbeit als Teil der Sozialen Arbeit

Die bisher ausgeführten Punkte zeigen auf, wie differenziert sich die Lebensphase Alter in unserer Gesellschaft darstellt, mit welchen Problemen sich ältere Menschen in der heutigen Zeit konfrontiert sehen und welche Folgen für sie daraus resultieren können. Wo ist dabei die Soziale Arbeit zu verorten und was kann der Auftrag an Sozialarbeitende im Bereich der Altenarbeit beinhalten?

Kinder- und Jugendhilfe, Erziehungs- und Familienhilfe, Drogen- und Suchthilfe oder Resozialisierung zählen unter anderem zu den ursprünglichen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit. Soziale Arbeit als Produkt zweier Entwicklungslinien, einerseits der Sozialpädagogik – andererseits der Sozialarbeit, hat sich über eine lange Zeit immer weiterentwickelt. Dabei war sie immer von den vorherrschenden (sozial-)politischen Strömungen und auch der finanziellen Lage beeinflusst. Notwendigerweise ist es Aufgabe der Sozialen Arbeit, sich regelmäßig neu zu positionieren und ihre gesellschaftlichen Aufträge und die damit verbundene Berufspraxis zu verändern. Soziale Arbeit orientiert sich demzufolge immer ein Stück weit an der sozialen

2.3 Soziale Inklusion

Wirklichkeit und den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Sie ist nicht statisch, sondern stets einem Wandel in Theorie und Praxis unterworfen (Von Spiegel 2011, 21f.). Trotz wechselnder Aufgabenzuschreibungen und unterschiedlicher Arbeitsfelder fasst Hiltrud von Spiegel den Kern, der die Soziale Arbeit ausmacht, gut zusammen. Danach hat Soziale Arbeit immer den Auftrag professionelle Hilfe zu leisten, für Menschen die vorübergehend oder dauerhaft Probleme nicht aus eigener Kraft bewältigen können. Als Teil des Sozialstaates übernimmt sie die Rolle einer Auffang- oder Zweitsicherung neben den generalisierten Sicherungssystemen. Der Kern ihrer Arbeit liegt somit in den unvorhersehbaren und unversicherbaren Risiken der Lebensführung mit dem Ziel der Ermöglichung gesellschaftlicher Normalzustände. In den historischen und sozialpolitischen Kontext eingebunden, sind die Arbeitsaufträge der unterschiedlichen Arbeitsfelder stets einem Anpassungs- und Wandlungsvorgang unterworfen. (Von Spiegel 2011, 34-36).

Die Arbeit mit alten Menschen kann somit als wichtiges Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit genannt werden, das aufgrund des demografischen Wandels, aber auch dank der veränderten Leitbilder in der Altenhilfe, immer mehr an Bedeutung gewinnt. Die Forderungen nach Selbstbestimmung im Alter, Teilhabe, Individualisierung und Öffnung der Heime führen zu einer Erweiterung des Arbeits- und Handlungsbereiches für Sozialarbeiter und einer Aufgabe bei der es im Kern um Exklusionsvermeidung beziehungsweise -verringering und um Inklusionsschaffung geht. Als gesetzliche Grundlage kann §71 SGB XII angeführt werden, dessen Inhalt die Rahmenbedingungen der Altenhilfe darstellt. Ziel der Altenhilfe ist demnach, „[...] Schwierigkeiten, die durch das Alter entstehen, zu verhüten, zu überwinden oder zu mildern und alten Menschen die Möglichkeit zu erhalten, am Leben in der Gemeinschaft teilzunehmen und ihre Fähigkeit zur Selbsthilfe zu stärken.“

Ganz besonders in stationären Pflegeeinrichtungen sind die Bewohner aufgrund ihrer Hilfebedürftigkeit einer erhöhten Vulnerabilität ausgesetzt. In Zeiten, in denen in öffentlichen Diskursen menschenwürdige Verhältnisse und das Heim als Lebensraum gefordert werden, kann die Soziale Arbeit eine Chance für sich und ihre Arbeit sehen. So könnte sie ihre vielseitigen Handlungsoptionen und -methoden einsetzen und von ihrem interdisziplinären Wissen profitieren, um zu der Verbesserung der Lebensverhältnisse in stationären Einrichtungen beizutragen.

2.3 Soziale Inklusion

In den vorangegangenen Kapiteln wurde dargestellt, welchem Wandel unsere Gesellschaft unterworfen ist. Sowohl strukturell in Bezug auf die Altersverteilung wird es Veränderungen geben als auch innerhalb von Familienstrukturen und den damit verbundenen Wohn-, Betreuungs- und Lebensformen. Die große Anzahl Hochaltriger geht mit einer Erhöhung von pflegebedürftigen Personen einher, was zu neuen Herausforderungen führen kann.

2.3.1 Begriffliche Annäherung

Altersbilder und die allgemeinen Werte und Normen, welche in unserer Gesellschaft vorherrschen, können sich auf Politik, Zusammenleben, Betreuungsrichtlinien und den Umgang mit älteren Menschen auswirken. Umso wichtiger ist eine Leitkultur, die ein Zusammenleben in Freiheit, Gleichberechtigung, Autonomie, Würde und Teilhabe aller Menschen fördert und ermöglicht. Der Inklusionsansatz wird besonders mit Bildungs- und Betreuungseinrichtungen für Kinder und Jugendliche in Verbindung gebracht. Dabei besteht die weitläufige Meinung, dass Inklusion stets Menschen mit Behinderung betrifft. In den folgenden Kapiteln soll verdeutlicht werden, dass ein erweiterter Inklusionsbegriff eine Chance darstellt, alle Menschen miteinzubeziehen und in den Blick zu nehmen.

2.3.1 Begriffliche Annäherung

Das lateinische Wort „inclusio“, auf das der Begriff der Inklusion zurückgeht, kann mit „Einschluss“ oder „Einschließen“ übersetzt werden. Ihr Gegenstück bildet die Exklusion. Besonders diffizil am Inklusionsbegriff ist seine Verwendung in verschiedenen Wissenschaften (Kuhlmann et.al. 2018, 12). Schröer beschreibt drei Wurzeln, auf die der Begriff Inklusion zurückgeführt werden kann: die soziologische Systemtheorie, die Armuts- und Ungleichheitsforschung und die integrative Behindertenpädagogik (Schröer 2015, 3). Folglich ist nicht verwunderlich, dass eine einheitliche Definition derzeit nicht vorliegt und daher das Verständnis über die Bedeutung von Inklusion nicht eindeutig festgelegt ist. Eine Definition, die besonders den erweiterten Inklusionsbegriff in den Blick nimmt, formulieren Kuhlmann et. al. jedoch sehr passend: „Das Begriffspaar Inklusion und Exklusion wird auf eine Vielzahl von sozialen Problemen und biographischen Lebenslagen bezogen, z.B. Behinderung, Armut, Krankheit, Erwerbslosigkeit und Migration und/oder Flucht. Unabhängig vom jeweiligen Themenbereich geht es immer um den Zugang von Einzelnen und Gruppen zu und die Teilhabe an allen Bereichen der Gesellschaft und darum, dass möglichst alle Menschen in einer Gesellschaft das eigene Leben aktiv gestalten und ein ‚gutes Leben‘ führen können.“ (Kuhlmann et. al. 2018, 12) Aus dieser Arbeitsdefinition können beträchtliche theoretische Fragen und daraus wiederum praktische und auch politische Schlussfolgerungen gezogen werden. Für die folgende Arbeit und das daraus resultierende Konzept soll besonders die Frage wichtig sein, „[...] was die Teilhabe an Gesellschaft nachhaltig fördert und wie bestehende Barrieren für Einzelne und Gruppen beseitigt werden können“ (Kuhlmann et. al. 2018, 12).

Nach Definition der Deutschen UNESCO-Kommission kann Inklusion als ein Prozess verstanden werden, „bei dem auf die verschiedenen Bedürfnisse von allen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen eingegangen wird. Erreicht wird dies durch die verstärkte Partizipation an Lernprozessen, Kultur und Gemeinwesen, [...]“ (DUK 2009, 9).

2.3.2 Alter und Inklusion

Beiden Definitionen ist zu entnehmen, dass Inklusion alle Menschen in den Blick nimmt. Besonders geht es um die, die in irgendeiner Weise von der Teilhabe an verschiedenen Bereichen der Gesellschaft ausgeschlossen sind oder denen der Zugang erschwert wird. Da die landläufige Meinung häufig mit dem Gedanken einhergeht, Inklusion nehme nur Menschen mit Behinderung in den Blick, ist gerade im Hinblick auf die vorliegende Arbeit, bei der Hochaltrige im Mittelpunkt stehen, ein erweitertes Verständnis des Inklusionsbegriffes wichtig und notwendig. Im folgenden Punkt wird noch genauer auf die Funktionen von Inklusion in Bezug auf das Alter eingegangen.

2.3.2 Alter und Inklusion

Während die Integrationspädagogik, die ihren Ursprung im Bereich der Migration hat, Veränderungs- und Anpassungsleistungen speziell von den betroffenen Menschen fordert, zielt Inklusion immer auf eine „[...] Zugehörigkeit von Anfang an“ (Schröder 2015, 3). Hier stellt sich nun jedoch die Frage, was zu tun ist, wenn diese Voraussetzungen in einer Gesellschaft noch nicht geschaffen sind? Die Forderung nach einem „Dazugehören von Beginn an“ sollte ein „Noch-Dazugehören“ am Ende des Lebens jedoch miteinschließen. Doch kann von beidem aktuell nicht gesprochen werden. Findet beispielsweise im Betreuungssystem bis zur Einschulung noch ein Miteinander von Kindern ohne erhöhtem Förderbedarf und Kindern mit Behinderungen oder Förderbedarf statt, kommt es oftmals bereits in der Grundschule wieder zu einem Ausschluss. So kann es im Lebenslauf immer wieder zu Brüchen im Inklusionsprozess kommen, selbst wenn eine Zugehörigkeit anfangs gegeben war.

Wie kann also ein inklusiver Ansatz trotz allem verwirklicht werden? Wie bereits in 2.2.2 beschrieben, können gesellschaftliche und institutionelle Strukturen auch im hohen Alter noch dazu führen, dass Menschen aufgrund von einem Heimeintritt, von veränderten körperlichen und mentalen Fähigkeiten oder von geringerer Mobilität teilweise exkludiert, beziehungsweise sozial isoliert werden. Ziel muss nach Kronauer sein, „[...] dass gesellschaftliche Verhältnisse, die exkludieren, überwunden werden müssen“ (Kronauer 2010, 56). Das kann beispielsweise bedeuten, dass wie in 2.1.3 dargestellt, vorherrschende negative Vorstellungen vom Alter auf gesellschaftlicher Ebene aufgeklärt und aufgebrochen werden müssen. Aber auch auf institutioneller und organisatorischer Ebene sind Veränderungen und Anpassungen an die Fähigkeiten der Menschen notwendig, nicht umgekehrt, wie bei dem ursprünglichen Gedanken der Integration. Es geht bei Inklusion im weiteren Sinne also um eine neue Haltung, die auf alle Formen von Benachteiligungen reagiert, alle Aspekte von Diversität in den Blick nimmt und die Vielfalt als Normalität versteht. Daraus resultiert dann das groß gedachte Ziel eines tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandels, der auf neuen Organisationsstrukturen und damit einhergehenden barrierefreien Zugängen aufbaut (Schröder 2015, 4 f.). Eine solche neue

2.3.3 Vielfalt als Normalität

Haltung ermöglicht es dann auch die alten Menschen zu respektieren, im Blick zu behalten und bis zum Ende als Teil der Gesellschaft anzusehen.

2.3.3 Vielfalt als Normalität

„Nürnberg ist bunt“ (KUF) lautet der Titel der Bewusstseins- und Aufklärungskampagne der Stadt Nürnberg. Mit der Kampagne sollen Vorurteile bekämpft und der Respekt gegenüber einer vielfältigen Stadtgesellschaft gestärkt werden. Dies ist nur ein Beispiel von aktuell vielen Projekten und Kampagnen in verschiedenen Städten in Deutschland, die für mehr Verschiedenheit werben und Aufklärungsarbeit betreiben. Wie in 2.3.2 beschrieben geht es darum die Vielfalt als Normalität zu verstehen. Dazu gehört auch die Vielfalt und Verschiedenheit des Alters zu erkennen, anzuerkennen und zu respektieren.

Dort wo Menschen aufeinandertreffen kann man stets sowohl Vielfalt als auch Differenz vorfinden. Unterschiede machen uns Menschen aus, als Individuen sind wir uns nie ganz gleich. Entscheidend ist demnach, wie die Verschiedenheit eingeordnet und bewertet wird. Das Wort Vielfalt ist im Gegensatz zu dem Begriff Differenz positiv konnotiert. Es handelt sich dabei um Verschiedenheit, bei der Unterschiedlichkeit als Teil des gesellschaftlichen Gesamten begriffen wird. Nicht wie bei der Differenz, die gerne eingesetzt wird, um Abgrenzung zu schaffen und das Anders-Sein im Gegensatz zum Gesamten betont (Bretländer et. al. 2015, 7).

Menschen leben in sehr verschiedenen Lebenswelten und ihre Identitäten setzen sich immer aus mehreren Merkmalen und Zugehörigkeiten zusammen. Sie sind veränderlich und unveränderlich, selbst gewählt, aber auch zugeschrieben (Sulzer 2017, 14). Inklusion fordert demnach dazu auf, die Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit wahrzunehmen und anzuerkennen. Dazu gehört deren gesamte Persönlichkeit und nicht nur der Blick auf einen Aspekt ihrer Identität. Der alte Mensch als Individuum und als Teil der Gesellschaft, darf also beispielsweise nicht auf seine körperliche Gebrechlichkeit reduziert werden und aufgrund dieser Differenz aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Soziale Inklusion fordert ein plurales Gesellschaftsverständnis, das die Menschen in ihrer „[...] Mehrfachzugehörigkeit und in ihrer konkreten Lebenslage wahrnimmt“ (Sulzer 2017, 14). In Bezug auf den Alten im Pflegeheim kann dies heißen, dessen vorhandenen Fähigkeiten zu erkennen und nicht nur die körperlichen oder mentalen Einschränkungen in den Vordergrund zu rücken.

Inklusion stellt somit ein gesellschaftliches und pädagogisches Modell dar, welches auf bestimmten Werten basiert. Dazu gehören die „Anerkennung der Besonderheit und Mehrfachzugehörigkeit von Individuen, der Anerkennung dessen, dass bestimmte Gruppen eher gefährdet sind, Barrieren zu erfahren als andere, und dass es daher auch in pädagogischen Einrichtungen Aufmerksamkeit für Teilhabebarrrieren geben muss“ (Sulzer

2.3.4 Soziale Teilhabe

2017, 20). Damit diese Vielfalt der Gesellschaft gelebt werden kann, muss alten Menschen, die in Pflegeheimen leben, die Möglichkeit eröffnet werden daran teilzunehmen. Das hat bereits 1982 Konrad Hummel gefordert, mit seinem Buch, das den Titel trägt: „Öffnet die Altersheime!“

2.3.4 Soziale Teilhabe

Teilhabe – ein Begriff, der sowohl politische, wirtschaftliche, kulturelle als auch soziale Partizipation beschreiben kann. In der vorliegenden Arbeit soll mit Teilhabe in erster Linie das soziale Eingebundensein gemeint sein. Die anderen Dimensionen des Begriffes dürfen im Folgenden vernachlässigt werden, da sie für das nachfolgende Konzept nicht relevant ist.

Die United Nations Economic Commission for Europe formulieren die Definition sozialer Teilhabe als Einbeziehen älterer Menschen in soziale Netzwerke. Dazu gehören die Familien und Freunde sowie die Integration in die Gemeinschaften und in die Gesellschaft als Ganzes (UNECE 2010, 3). Bei der sozialen Partizipation handelt es sich also um die Teilhabe an gemeinschaftlichen Lebensbereichen. Dabei ist sie unmittelbar auf das soziale Zusammenleben ausgerichtet. Die so entstehenden Prozesse finden jedoch stets in einem Spannungsverhältnis statt. Auf der einen Seite bestehen vorhandene Strukturen und auf der anderen Seite müssen die Bereitschaft und die Voraussetzungen der älteren Menschen beachtet werden. Ein Zugewinn an Teilhabe bedeutet für die Person immer ein Mehr an Selbstverwirklichung und Selbstorganisation (Aner/Köster 2016, 469). Dabei ist besonders im Feld der Altenarbeit darauf zu achten, dass Teilhabe nicht zu Überforderung führt. Die Möglichkeit teilzunehmen beziehungsweise mitgestalten zu können, eröffnet einerseits Handlungsspielräume, verlangt andererseits jedoch auch ein Aktivwerden der Senioren. Daher ist es wichtig, den Menschen mit seinen Stärken und Schwächen in den Blick zu nehmen und stets das Recht auf Nicht-Teilhabe zu beachten. Gerade mit Blick auf hochbetagte Menschen ist zu beachten, dass diese verschiedene Bedürfnisse hinsichtlich der Anzahl und Intensität sozialer Kontakte haben. Ziel sollte demnach sein, einen generellen Zugang zur Teilnahme am sozialen Leben herzustellen, dabei jedoch immer auf die Freiwilligkeit der Inanspruchnahme durch die alten Menschen zu achten.

Beatrix Schwarzer (2015, 37) nennt die gesellschaftliche Teilhabe „Grundlage Sozialer Arbeit“. Dabei ist die Anerkennung von Unterschieden, aber auch der Blick auf Gemeinsamkeiten zentrale Aufgabe. Wichtig ist hier, dass Zugänge zu Ressourcen, aber auch der Grad an gesellschaftlicher Anerkennung und Partizipation nicht durch das „Anderssein“ bestimmt werden (Schwarzer 2015, 45 f.). Wie bereits in Punkt 2.1.4 dargelegt, sind Hochbetagte oftmals vom gesellschaftlichen Leben beispielsweise aufgrund von Krankheit, verminderter Mobilität oder ihrer Wohnsituation ausgeschlossen. Die Soziale Arbeit kann in diesem Bereich einen Auftrag sehen, Wege zu eröffnen und Zugänge zu schaffen, damit soziale Teilhabe auch

2.3.5 Alt und Jung – Inklusionsorientierte intergenerative Arbeit

für sozial isolierte Hochbetagte erlebbar wird. Der Berufsgruppe der Sozialarbeiter ist es aufgrund eines breiten Methodenwissens und unterschiedlicher Arbeits- und Handlungskonzepte möglich, zu einer Öffnung der Heime und deren Einbindung in das Gemeinwesen beizutragen und ein individuelles und selbstständiges Leben der Bewohner im Heim zu fördern (Steiner 1998, 344 f.). Informations- und Öffentlichkeitsarbeit sowie Kooperation mit anderen Einrichtungen im Stadtteil könnten erste Schritte zu einem Miteinander der Gesellschaft und ihren verschiedenen Generationen sein.

2.3.5 Alt und Jung – Inklusionsorientierte intergenerative Arbeit

Betrachtet man die Karikatur „Der Entertainer“ aus Punkt 2.1.3 erneut, kann man höchstwahrscheinlich auf den ersten Blick keine wesentlichen verbindenden Elemente zwischen Jung und Alt erkennen. Klischeehaft möchte der Künstler uns die scheinbaren Unterschiede und Charakteristika des hohen Alters im Gegensatz zu den Heranwachsenden aufzeigen. Der körperliche Verfall dargestellt anhand von einem gebrechlich wirkenden (Gehstock), mageren, haar- und zahnlosen und von Falten gezeichneten Mann. Ihm gegenüber drei etwa halb so große Kinder ungefähr gleichen Alters. Sie betrachten den alten Mann aufmerksam und doch schwankend in ihren Gefühlen: der eine belustigt, der zweite verwundert und letzterer verwirrt dreinblickend. Auch das Verhältnis dreier Kinder gegenüber einem alten Mann passt zum Thema. Die Kinder sind gemeinsam unterwegs, sie sind eine Gruppe. Auf der anderen Seite steht die vom Alter gezeichnete Person – alleine und einsam. Auch anhand des Zeichenstiles möchte der Künstler auf Gegensätze aufmerksam machen. Filigran und detailliert einerseits der Hochbetagte, modern comichaft die Kinder einer anderen Generation. Zwei Elemente, die miteinander kombiniert auf den ersten Blick nicht zusammenpassen möchten. Als Betrachter ertappt man sich möglicherweise dabei, wie eigene Zuschreibungen über die verschiedenen Generationen durch die Karikatur bestätigt werden. Betrachtet man das Bild genauer und versucht es noch einmal aus einer anderen Perspektive zu sehen, ist vielleicht dennoch eine Gemeinsamkeit zu erkennen: die vier Personen stehen miteinander in Verbindung – sie treten gegenseitig in Interaktion. Sie bilden zusammen eine Gemeinschaft. Der alte Herr unterhält die Kinder als „Entertainer“. Ohne ersichtlichen Grund und ohne eine Gegenleistung zu verlangen. Eine Begegnung einfach nur um der gegenseitigen Interaktion willen.

Es lässt einen selbst stutzen und ins Nachdenken kommen. Die Zeichnung erscheint genauso skurril, wie die Vorstellung, dass in der heutigen Zeit Jung und Alt außerhalb eines konstruierten Rahmens miteinander in Kontakt treten. Hinzu kommt die Anspielung auf das gesellschaftliche Rollenverständnis, das in Bezug auf Hochbetagte eventuell unterbewusst vorherrscht. Es macht den Anschein, als dienten Alte nur noch zur Unterhaltung beziehungsweise Belustigung der Kinder und Jugend. Inklusiv gedachte intergenerative

2.3.5 Alt und Jung – Inklusionsorientierte intergenerative Arbeit

Sozialarbeit hingegen hat das Ziel den Dialog zwischen den Generationen zu verbessern, um wie oben beschriebenen Denkweisen entgegenzuwirken. Dabei geht es um pädagogisch initiierte Begegnung zwischen Menschen verschiedener Generationen, die im Alltag nicht oder wenig in Kontakt kommen (Miedaner 2001, 10).

Wie bereits in Punkt 2.1.1 beschrieben geht die Alterung der Gesellschaft mit Folgen für Generationenverhältnisse und -beziehungen einher. Die Tatsache immer mehr hochaltriger Menschen führt zu einem Anstieg an pflege- und unterstützungsbedürftigen Personen. Punkt 2.1.4 hat gezeigt, dass besonders die strukturellen Veränderungen in den Familien dazu führen, dass es aufgrund von Kinderlosigkeit, Trennung oder Scheidung zu keinem oder zu einem, durch Konflikte gestörten, Kontakt der alten zur jungen Generation kommen kann. Außerdem spielen die häufig dezentralen Lebensformen der Familien eine große Rolle, da sie sich ebenfalls auf familiäre Generationenverhältnisse auswirken können. Unterstützungshandlungen, die stets mit Zeitaufwand verbunden sind, können aufgrund der wohnlichen Distanz so nicht von Familienangehörigen geleistet werden. Auch die Häufigkeit der Kontakte wird durch die Wohnentfernung negativ beeinflusst. Folge ist die Unterbringung in Betreuungseinrichtungen der zu versorgenden Angehörigen und die daraus resultierenden negativen Folgen für die Unterbrachten, wie in Punkt 2.2.4 beschrieben. Da auch die Lebenswelten der Kinder stark von Institutionen geprägt und beherrscht sind ergeben sich immer weniger Räume, die eine natürliche Begegnung zwischen Jung und Alt ermöglichen.

Durch eine gemeinsame Interaktion könnten einerseits auf beiden Seiten Lernprozesse ermöglicht werden und die Begegnung würde andererseits besonders für das momentane Leben der alten Menschen eine Bereicherung darstellen (Miedaner 2001, 10). „Intergenerative sozialpädagogische Arbeit bedeutet also in der Praxis, dass Menschen unterschiedlichen Alters mit unterschiedlichen Lebenserfahrungen, Wahrnehmungsweisen, Meinungen und Wertvorstellungen aufeinandertreffen“ (Miedaner 2001, 11). Sozialarbeiter können mit dem Initiieren von Begegnungsräumen dazu beitragen, Distanz zu überwinden und Verständnis füreinander zu schaffen. Dazu sollen bewusst Bedürfnisse und Fähigkeiten der Menschen miteinbezogen werden. Versucht man dieses Verständnis von intergenerativer Sozialarbeit in den Bezugsrahmen der Inklusion einzusortieren, kommt der Sozialen Arbeit die Aufgabe zu, den Menschen gleiche Chancen der Beteiligung und Entwicklung im jeweiligen Setting zu ermöglichen (Köttig 2017, 36). Lore Miedaner (2001, 11) benennt in ihrer Ausführung über die intergenerative sozialpädagogische Arbeit klar den zeitlichen Rahmen. Demnach zeichnet sich eine generationenübergreifende Arbeit durch eine gewisse Kontinuität aus. Grund dafür ist, dass durch einmalige Aktionen, wie beispielsweise der Besuch von Kindern im Altenheim in der Adventszeit, keine individuellen Begegnungen ermöglicht. Ziel des pädagogischen

2.4 Musik als begegnungsschaffendes Element

Angebots sei es vielmehr den Rahmen für eine persönliche Begegnung zu schaffen, der Raum lässt, dass vielleicht sogar Beziehungen entstehen können.

2.4 Musik als begegnungsschaffendes Element

Um inklusive Soziale Arbeit zwischen den Generationen zu generieren, ist es erforderlich Räume der Begegnung, des sich gegenseitig Kennenlernens und des Beziehungsaufbaus zu schaffen. Ein Medium, das schon oftmals bewiesen hat, dass es verbindende Kräfte besitzt, ist die Musik. Klaus Leidecker (2002, 1) beschreibt sein Konzept von „Musik als Begegnung“ als: „Begegnung mit *sich selbst*, Begegnung mit *anderen Menschen* [und] Begegnung mit der *Kunst*“ (Leidecker 2002, 1). Der Titel der vorliegenden Arbeit lautet „Begegnung *schaffen*“ – schaffen soll nicht bloßes zu Verfügung stellen von Angeboten, Interaktions-Räumen und Ressourcen durch Sozialarbeiter für deren Zielgruppe meinen. Schaffen hat auch noch eine andere Bedeutung: etwas (er)schaffen – sich selbst dazu in der Lage sehen, teilzunehmen – eigene Stärken und Schwächen (er)kennen – es schaffen, den Schritt zu wagen, Begegnung zuzulassen und Beziehung zu erfahren. Wie Musik als ein mögliches Element dazu beitragen kann soll im Folgenden dargelegt werden.

2.4.1 Musik als Medium der Sozialen Arbeit

Kultur-Ästhetik-Medien kurz „KÄM“ lautet der Titel eines Seminars im Studium der Sozialen Arbeit an der Evangelischen Hochschule Nürnberg. Diese Begriffe sind wichtig und notwendig, wenn es in der Sozialen Arbeit um die Verortung und Legitimierung künstlerischer Methoden geht.

Medium kann dabei auf den lateinischen Begriff ‚medium‘ (Mitte/Öffentlichkeit/Gemeinwohl) zurückgeführt werden. Im alltagssprachlichen Gebrauch wird der Medienbegriff vorrangig für Internet, Fernsehen oder Zeitungen verwendet. Diese Massenmedien sollen dem Zweck dienen, Informationen über das Geschehen, das uns umgibt und das uns gerade nicht unmittelbar zu Verfügung steht, zu vermitteln. Im Kontext der Sozialen Arbeit geht es jedoch um ein erweitertes Verständnis des Medien-Begriffes. Dabei stellt das Medium ein Bindeglied dar, das mit sich selbst und anderen in Beziehung steht. Das bedeutet, Fachkräfte der Sozialen Arbeit stehen dadurch mit ihren Adressaten in Verbindung, aber auch Adressaten untereinander werden in Beziehung miteinander gebracht. Dies kann sich im Alltag, oder aber auch aus konkret geschaffenen Settings der Sozialen Arbeit ergeben (Wickel 2018, 12 f.).

Sprache würde man sagen, ist für die Soziale Arbeit das zentrale Medium, das dabei unterstützt mit Klienten zu kommunizieren, zu interagieren und zu intervenieren. Oftmals reicht Sprache allein jedoch nicht aus. Gerade im Hinblick auf Hochbetagte, die oft ein verringertes Hörvermögen oder durch Krankheiten, wie beispielsweise Demenz, veränderte kommunikative und interaktive Fähigkeiten besitzen, bedarf es einer Ergänzung durch

2.4.1 Musik als Medium der Sozialen Arbeit

Vermittlungsinstanzen, die dabei helfen Sprachbarrieren zu überbrücken oder einfache Ausdrucksalternativen anbieten (Wickel 2018, 12). Bei dem in dieser Arbeit entwickelten Angebot ist es zudem wichtig, die zwei Adressatengruppen in den Blick zu nehmen. Wie auf der Karikatur „Der Entertainer“ zu sehen ist, treten Jung und Alt hier miteinander in Kontakt, jedoch nicht allein über das Medium Sprache, sondern in diesem konkreten Fall über die Show mit dem Gebiss. Jung und Alt – hier gilt es mögliche Sprachbarrieren zu erkennen. Diese können historisch bedingt zwischen Angehörigen zweier weit auseinanderliegenden Generationen auftreten. Ein über Achtzigjähriger zum Beispiel wird sich anders ausdrücken und eventuell einen anderen Wortschatz besitzen als ein vierjähriges Kind. Hinzukommt, wie in 2.3.3 erwähnt, unsere bunte Gesellschaft und eine damit einhergehende kulturelle Vielfalt. Kinder mit Migrationshintergrund, aber mittlerweile auch eine gealterte Generation von ehemals zugewanderten Menschen, müssen in Bezug auf Sprachbarrieren mitgedacht werden. Daraus entstehende Grenzen der Kommunikation, gilt es zu überwinden und Möglichkeiten zu suchen, um auf anderen Wegen Interaktion und Kommunikation zwischen den Generationen zu ermöglichen. Die Kunst, Menschen mit verschiedenen Einstellungen, Vorkenntnissen, Erwartungen, (Lebens-)Erfahrungen und Fähigkeiten miteinander in Kontakt zu bringen, besteht also darin, ein verbindendes Element zu finden.

Musik ist heutzutage allgegenwärtig und ihr Konsum für nahezu jeden Menschen möglich. Sie begegnet uns unter anderem im Kaufhaus, beim Restaurantbesuch, in der Freizeit oder in Bildungseinrichtungen und gehört somit meist wie selbstverständlich zu unserem Leben dazu. Dabei gilt Musik „[...] als emotionales und bedeutsames ästhetisches Ausdrucks- und Kommunikationsmittel“ (Wickel 2018, 7). Musik kann die Menschen zu Tränen rühren, erheitern wirken und scheinbar längst versiegt Erinnerungen wieder aufleben lassen. Wickel (2018, 7) weist außerdem auf ihr, das Leben bereicherndes, Potential hin, dabei zu unterstützen Krisensituationen zu überwinden und den Alltag besser zu ertragen. Folglich schließt er, dass aufgrund des Hineinwirkens in verschiedene Lebensbereiche der Menschen, Musik in der Sozialen Arbeit als passender Ansatzpunkt gesehen werden kann. Musik ermöglicht so einen unmittelbaren Zugang in die Lebenswelt der Klienten, der es ermöglicht die Menschen dort auf mannigfache Art und Weise zu erreichen, zu stärken und zu fördern (Wickel 2018, 7).

Der Aspekt, dass Musik, egal ob passiv konsumiert oder aktiv ausgeübt, eine Rolle im Leben der meisten Menschen spielt, zeigt welches Potential in diesem Medium liegt. Eine Leidenschaft beziehungsweise ein Interesse, das sowohl Jung und Alt teilen, kann als verbindendes Element dienen und folglich Brücken zwischen Generationen schlagen. Dem Medium Musik kommt somit die Aufgabe des Kommunikationsträgers zu. Dieser wird zwischengeschaltet und unterstützt bei der Interaktion zwischen Kindern und Senioren.

2.4.2 Musik und Musikalität

Welches Verständnis von und welche Haltung zu Musik und Musikalität dabei entscheidend ist, soll im folgenden Punkt ausgeführt werden.

2.4.2 Musik und Musikalität

„Musik ist Musik, wenn sie uns als Musik vorkommt und uns etwas bedeutet“ (Hartogh/Wickel 2004, 45). Ihr subjektiver Charakter wird in diesem Zitat deutlich gemacht. Das bedeutet jeder Mensch wird klangliche Phänomene anders empfinden, anders auf bestimmte Musikformen reagieren und ihr andere Gefühle oder Bedeutungen zuschreiben. Musik sollte daher sinnvollerweise als pragmatischer und subjektiver Begriff gesehen werden. Das bedeutet, wie schon im einleitenden Zitat beschrieben, dass Musik, unabhängig von ästhetischen Ansprüchen Außenstehender, immer dann Musik ist, wenn sie als solche betrachtet und empfunden wird (Wickel 2018, 43 f.).

Bereits in der frühen Kindheit rätseln Eltern darüber, ob das Kind nun musikalisch oder unmusikalisch sei. Frühmusikalische Erziehung in Kindertageseinrichtungen stellen nur ein Angebot unter vielen dar, um zur Musikalität der nachkommenden Generationen beizutragen. Wickel (2018, 44) weist in seinen Ausführungen darauf hin, dass eine allgemeingültige Definition oder eine Messung über vorhandene Musikalität nicht möglich sei. Neben instrumentalen oder vokalen Fähigkeiten gibt es noch weitaus mehr Merkmale, die mit Musikalität in Verbindung stehen. So müssten nach Wickel (2018, 44) beispielsweise das emotionale Erleben, kognitives Verarbeiten, Erfahrungen, Motivation, aber auch Bedürfnisse in Bezug auf Musik Beachtung finden. Das bedeutet fehlende Fertigkeiten im Umgang mit Instrumenten oder beim Gesang, dürfen nicht als „Unmusikalität“ interpretiert werden.

Besonders im Feld der Sozialen Arbeit ist das eine Haltung, die bei musikalischen Angeboten für und mit deren Zielgruppen im Mittelpunkt stehen sollte. Ziel ist daher nicht das Schaffen konzertreifer und anspruchsvoller Musik (Hartogh/Wickel 2004, 45). Vielmehr geht es darum das mögliche Musikerleben einer jeden Person anzuerkennen und diesem mit Wertschätzung zu begegnen. Kategorisierungen verschiedener Musikstile in wertvoll oder minderwertig oder hochkulturell versus „niederkulturell“, sollten daher gerade in der Sozialen Arbeit keine Rolle spielen. Umso wichtiger ist es die lebensweltliche Bezogenheit von Musik zu erkennen und für Angebote zu nutzen. Wenn diese Offenheit für die verschiedenen Ausprägungen von Musik und Musikalität als Basis gesehen werden, gibt es daraus folglich keine Einteilungen in musikalische oder unmusikalische Personen. Höchstens, so Hartogh und Wickel (2004, 45), vielleicht noch in der Differenzierung der Ausprägungsgrade von Begabungen. Damit steht der Zugang zur Musik dem großen Klienten-Kreis der Sozialen Arbeit offen (Hartogh/Wickel 2004, 45). Wie Wickel (2018, 45) so treffend formuliert, sollte in der Sozialen Arbeit generell die Prämisse gelten, dass jede Person von Musik „beeindruckbar“ ist, sie erleben, sich von ihr berühren lassen und in ihr einen Sinn finden kann.

2.4.3 Bedeutung von Musik im Alter

Diese Aspekte machen Musik zu einem Medium, das richtig eingesetzt Türen öffnen, Klangräume entstehen lassen und Brücken zwischen Menschen bauen kann. Dafür braucht es jedoch die richtige professionelle Haltung, bei der das Individuum und die subjektiv als wertvoll erachtete Musik eines jeden im Mittelpunkt stehen darf.

2.4.3 Bedeutung von Musik im Alter

Musik ist heutzutage, wie bereits in 2.4.1 beschrieben, allgegenwärtig. Sie tauchte bisher in jeder den Anthropologen bekannten Kultur auf und scheint eine Konstante in der Geschichte der Menschheit darzustellen. Es macht den Anschein, als gehöre Musik zum Wesen des Menschseins dazu (Hartogh/Wickel 2008, 20). Welche Bedeutung kann ihr dabei, besonders mit Blick auf das hohe Alter, zugewiesen werden? Musik scheint auf vielfältige Weise zu wirken, was ihre Beliebtheit und ihren großen Stellenwert begründen würde.

Das Besondere an Musik ist ihre Grenzenlosigkeit. Sie macht weder vor den unterschiedlichsten Kulturen noch vor sozialen Schichten oder vor dem Alter halt. Musik, in welcher Form auch immer, stellt ein lebenslanges Bedürfnis dar, das bereits vor der Geburt beginnt und bis ans Ende des Lebens reicht (Hartogh/Wickel 2008, 32). Hartogh und Wickel (2008, 33) beschreiben ihre Wirkung wie folgt: „[...] [Musik] aktiviert einerseits und beruhigt andererseits, sie stellt eine mentale Verbindung dar zu Orten und Erlebnissen und den damit verbundenen Personen, sie unterstützt Stimmungen oder Stimmungswechsel und trägt auf diese Weise häufig ganz entscheidend zur Alltagsbewältigung bei.“ Im Grunde, betrachtet man das hier genannte Zitat von Hartogh und Wickel zur Wirkung von Musik, kann sie für Ältere die gleiche Bedeutung haben, wie für Jüngere. Doch besonders für Hochbetagte, die beispielsweise aufgrund von nachlassenden Gedächtnisfunktionen, um Erinnerungen bangen müssen kann Musik zum Erhalt der Identität und auch des seelischen Gleichgewichts beitragen (Hartogh/Wickel 2008, 33).

Wer schon einmal mit demenzerkrankten Menschen zu tun hatte und mit ihnen beispielsweise gesungen hat, weiß wie Musik besonders in diesem Bereich wirken kann. Selbst bei schon weit fortgeschrittenem Gedächtnisverlust ist es den Erkrankten häufig möglich lang zurückliegende Lieder und deren Texte aus Kindheit und Jugend mitsingen. Lieder haben die Kraft, scheinbar vergessene Erlebnisse wieder in das Bewusstsein zurückzuholen. Hartogh und Wickel (2008, 32) beschreiben so die Musik und ihre Bedeutung für alte Menschen, als „[...] Brückenmedium in die Vergangenheit“. Musik ist demnach eng verbunden mit der eigenen Biografie, mit Erlebtem und mit den individuellen Emotionen, die mit unserem Leben verknüpft sind. Dabei müssen jedoch immer die heterogenen Lebensentwürfe der Zielgruppe Beachtung finden. Noch scheint beispielsweise in Bezug auf Volkslieder ein gemeinsamer Interessensbereich bei den Hochbetagten vorzuliegen. Zukünftig könnten die vielseitigen

2.4.4 Grundprinzipien für Musikangebote mit alten Menschen

Musikstile in der Entwicklung von Musikangeboten zu großen Herausforderungen führen und müssen dann in konzeptionellen Entwürfen Beachtung finden. Dieser Aspekt wird im folgenden Gliederungspunkt noch etwas genauer aufgegriffen.

2.4.4 Grundprinzipien für Musikangebote mit alten Menschen

Bereits in der Altenarbeit anerkannte und erprobte Prinzipien für die Arbeit mit älteren Menschen können beim Entwickeln neuer und professioneller Angebote helfen. Dabei ist besonders auch die persönliche Sensibilisierung wichtig, um eigene Enttäuschungen, aber diese gleichzeitig ebenso auf Seiten der Teilnehmer, zu verhindern. Grundlegende Prinzipien und Haltungen können dazu beitragen den individuellen Lebenssituationen von älteren Menschen gerecht zu werden. Hartogh und Wickel (2008, 34-47) nennen dabei acht grundlegende geragogische Prinzipien, die hier zusammengefasst dargestellt werden, da sie für das nachfolgende Konzept sehr wichtig sind.

Das erste Prinzip fordert eine ganzheitliche Sichtweise in Bezug auf den Einzelnen. Hierbei geht es um die bedingungslose Wertschätzung des Gegenübers. Besonders bei der Arbeit mit alten Menschen spielen Krankheiten, nicht mehr vorhandene beziehungsweise verborgene Kompetenzen und physische und mentale Einschränkungen eine Rolle. Das kann dazu führen, dass zum Beispiel Wünsche und Bedürfnisse nicht mehr mitgeteilt werden können. Wie in Punkt 2.1.3 festgestellt, der sich mit den Menschenbildern beschäftigt, verweist der sechste Altenbericht auf die Verbindung zwischen Alters- und Menschenbildern. Reduktionistische Menschenbilder betrachten folglich nur bestimmte Fähigkeiten der Menschen, auf die viel Wert gelegt wird. Das von Hartogh und Wickel geforderte ganzheitliche Menschenbild stellt die körperliche, seelisch-geistige, soziale und existentielle Form auf eine Ebene. Alle Aspekte sollen gesehen und beachtet werden, das heißt die Person steht im Mittelpunkt, mit allen Stärken und Schwächen. In musikalischen Angeboten zeigt sich dieses erste Prinzip im Umgang des Anleiters mit der Gruppe auf Augenhöhe. Es geht dabei um respektvolles Vermitteln und Moderieren von Bildungsprozessen, das den Einzelnen als Experten seiner Lebenswelt ansieht und nicht fremdbestimmten Fördermaßnahmen unterwirft (Hartogh/Wickel 2008, 35 f.).

Wie bereits im Punkt 2.3.4 über die Teilhabe angesprochen, fordern Hartogh und Wickel (2008, 36 f.) ebenfalls ein angemessenes Anforderungsniveau, das Über- und Unterforderung vermeiden soll. Ein erster Gedanke ist das Steigern vom Vertrauten zum Unbekannten und vom Leichten zum Schweren. In heterogenen Gruppen ist außerdem eine Grundflexibilität und eine Improvisationsbereitschaft unabdingbar, um ungeplante Situationen zu bewältigen. Ähnlich wie in Ruth Cohns Konzept zur Arbeit mit Gruppen beschrieben, der sogenannten themenzentrierten Interaktion, fordern Hartogh und Wickel von durchführenden Fachkräften Geduld und Gelassenheit, um mit vermeintlichen Störfaktoren professionell umzugehen. Das

2.4.4 Grundprinzipien für Musikangebote mit alten Menschen

bedeutet das eigene Konzept darf nicht als unveränderbare Vorlage gesehen werden. Vielmehr geht es darum, in Situationen, die die Aufmerksamkeit der Leitung verlangen, vom ursprünglichen Konzept abzuweichen und auf Impulse, Probleme und Ideen von Teilnehmenden einzugehen.

Das dritte Prinzip „Biografie- und Lebensweltorientierung“ (Hartogh/Wickel 2008, 37) weist auf das Entstehen der individuellen Biografie eines jeden Menschen hin, das, weil durch subjektiv geprägte Erinnerungen entstanden, nicht immer mit dem tatsächlichen Lebensverlauf übereinstehen muss. Das bedeutet beispielsweise, dass nicht jeder Hochbetagte das Lied „Hoch auf dem gelben Wagen“ in einem positiven Kontext sehen muss. Beim Musizieren mit alten Menschen ist ein sensibler Umgang und das genaue Beobachten der Gruppe, ihrer Emotionen und Reaktionen auf bestimmte Angebote sinnvoll und notwendig. Biografische Orientierung kann dazu beitragen unser Gegenüber besser zu verstehen und entwickelte Kompetenzen und Fähigkeiten zu erkennen. Im musikalischen Setting kann Biografiearbeit helfen, durch Musik geweckte Erinnerungen nachzuvollziehen und gleichzeitig Informationen über vorhandene Kompetenzen, beispielsweise über aktive Musiziererfahrungen, zu liefern. Dann können Musikangebote dazu beitragen Biografie wieder aufleben zu lassen und in die aktuelle Lebenswirklichkeit einzubinden (Hartogh/Wickel 2008, 37-40).

Eng verbunden mit dem angemessenen Anforderungsniveau ist das folgende Prinzip der „Kompetenzorientierung“ (Hartogh/Wickel 2008, 41). Wie schon erwähnt, geht Alter mit ganz verschiedenen psychischen und physischen Abbauprozessen einher. Kompetenzorientierung meint also ein vorausschauendes Planen und Handeln im professionellen Rahmen, das vermeidet, die Hochbetagten mit vorhandenen Defiziten zu konfrontieren. Die Teilnehmenden sollen durch das Angebot gestärkt werden und dafür ist es sinnvoll, ihnen ihre noch vorhandenen Fähigkeiten aufzuzeigen. Das bedeutet selbstverständlich nicht, das Anforderungsniveau so niedrig zu wählen, dass eine Unterforderung entsteht. Es geht vielmehr darum sich über vorhandenen Einschränkungen, wie beispielsweise Seh- und Hörschwächen oder eine verminderte Feinmotorik, bewusst zu werden und damit mögliche Probleme zu erörtern und im Vorhinein Lösungen zu entwickeln (Hartogh/Wickel 2008, 41).

Das fünfte Prinzip der „Dialogischen Orientierung“ (Hartogh/Wickel 2008, 42) geht von einem prozesshaften Entwickeln und Entstehen von Handlungskonzepten in einem dialogischen Rahmen aus. Für sie ist eine verstehende Haltung wichtig, die auch ein Nicht-Interesse an bestimmten Angeboten annimmt und versucht nachzuvollziehen. Es darf so nicht um entmündigendes Überreden zu bestimmten Aktivitäten gehen, sondern immer um ein miteinander in Dialog treten und ein daraus sich entwickelndes Verstehen des Gegenübers (Hartogh/Wickel 2008, 42).

2.4.4 Grundprinzipien für Musikangebote mit alten Menschen

Die „Validierende Orientierung“ (Hartogh/Wickel 2008, 42) ist besonders von Bedeutung, wenn demente Menschen in der Gruppe vertreten sind. Valere bedeutet „gültig sein“ und zielt darauf eine akzeptierende Einstellung zu der Wirklichkeit demenziell Erkrankter zu entwickeln. Die Person ist gültig, mit ihrer ganz eigenen Gefühls- und Gedankenwelt und ist genauso, wie alle anderen Gruppenteilnehmer, eine zu respektierende Persönlichkeit, der mit Wertschätzung begegnet wird. Musikalische Validation im speziellen heißt dann beispielsweise, außermusikalische Laute wie Stöhnen oder Summen aufzugreifen und in das Musizieren einzubinden, um mit dem Gegenüber in Dialog zu treten und ihm ein Gefühl des Vertrauens und der Akzeptanz entgegenzubringen (Hartogh/Wickel 2008, 42 f.).

Wickel und Hartogh (2008, 43) nennen als vorletzten Punkt die „Intergenerative Orientierung“. In dieser Arbeit wurden veränderte Familienstrukturen und deren Folgen bereits mehrmals angesprochen und dargelegt. Hartogh und Wickel gehen ebenfalls davon aus, dass sowohl ältere als auch jüngere Menschen von der gemeinsamen Begegnung profitieren. So kann durch das Miteinander im Musizieren eine intensiv belebende Kraft entfaltet werden, da Ältere beispielsweise ihren Erfahrungsschatz an eine neue Generation weitergeben können. Musik aus eigener Kindheit und Jugend kann authentisch dargelegt werden und die älteren Menschen haben die Möglichkeit einen lebensgeschichtlichen Bezug herzustellen (Hartogh/Wickel 2008, 43).

Als letztes Prinzip nennen Hartogh und Wickel (2008, 46) die „kultursensible Orientierung“. Wenn Musikangebote in der Altenarbeit angeboten werden sollen, muss sowohl die Heterogenität der Zielgruppe als auch die der damit einhergehenden Musikkultur beachtet werden. Zu den Faktoren, die die bevorzugten Musikstile alter Menschen beeinflussen, zählen beispielsweise Religiosität, bestimmte Werte und Normen, Kultur, soziale Schicht oder ländlicher beziehungsweise städtischer Wohnraum. Die Autoren weisen außerdem darauf hin, dass in den kommenden Jahren besonders die Gruppe der hochbetagten, pflegebedürftigen Migranten in den Fokus der Altenhilfe rücken wird. Bisher sind Angebote in Pflegeheimen, darunter auch musikalische, noch nicht auf die Zielgruppe mit Migrationshintergrund abgestimmt. Sprachbarrieren, aufgrund schlechter Deutschkenntnisse und kulturspezifische Traditionen, mit uns oft unbekanntem Liedgut, werden bei der Entwicklung passender Angebote eine große Rolle spielen. Bisher bestehen nur wenige Entwürfe für eine adäquate interkulturelle Musikpädagogik. Dazu zählen beispielsweise mehrsprachige Liederbücher, die auch Kinder- und Jugendliedgut anderer Nationen in den Blick nimmt (Hartogh/Wickel 2008, 46 f.).

3 Konzeptionelle Überlegungen am Beispiel des Nürnberger Stadtteils „Langwasser“

Der Anspruch dieser Arbeit soll nicht darin liegen, dem vorausgegangenen theoretischen Teil ein minutiös ausgearbeitetes Konzept zur Durchführung eines musikalischen Angebots in der Sozialen Arbeit folgen zu lassen. Im nachfolgenden konzeptionellen Teil der Bachelorarbeit geht es darum Anregungen, Gestaltungsideen und Vorschläge für die Entwicklung eines professionellen musikalischen Angebotes zu skizzieren. Diese basieren auf der zuvor erläuterten Theorie und müssen aufgrund von sich wandelnden Rahmenbedingungen stets neu kritisch hinterfragt werden. Der Charakter des Konzeptes macht es übertragbar auf und anpassungsfähig für Zielgruppen mit unterschiedlichen Ressourcen und Fähigkeiten, sowie auf verschiedene Betreuungseinrichtungen der Altenhilfe. Eine flexible Ausgestaltung soll dazu verhelfen, das Konzept individuellen Möglichkeiten der durchführenden Mitarbeiter und der jeweiligen Infrastruktur vor Ort anzupassen und eine Durchführbarkeit zu ermöglichen.

3.1 Notwendigkeit einer konzeptionellen Verankerung

Die intergenerative Arbeit stellt ein noch weitgehend unbekanntes Feld in der Sozialen Arbeit dar, daher ist es wichtig sie konzeptionell zu verankern. Im Hinblick auf die Arbeit zwischen Kindertages- und Altenhilfeeinrichtungen liegen noch wenig theoretische Erkenntnisse und auch konkrete Konzeptionen vor. In der Kindertagebetreuung scheint die integrative Arbeit mit schon vorhandenen Ansätzen, wie dem der Reggio-Pädagogik, ausreichend abgedeckt. Ziele sind dabei weder die Bearbeitung gesellschaftlicher Probleme noch ein Handeln im Interesse älterer Menschen. Es geht hier lediglich um eine Methode die dabei hilft bestmögliche pädagogische Arbeit im Interesse der eigenen Zielgruppe zu gewährleisten. Ähnlich gestaltet sich das in der Altenhilfe. Intergenerative Angebote finden eher im Rahmen institutioneller Betreuungskonzepte, oder in Form von Konzepten zur aktivierender Pflege statt. Die Folge ist eine nicht notwendige spezielle Begründung intergenerativer Arbeit. Sowohl in der Kindertagesbetreuung als auch in der Altenhilfe finden intergenerative Angebote so unter schon bestehenden Rahmenbedingungen der Einrichtung statt. Daher gilt die generationenverbindende Arbeit in diesen Bereichen nicht als Kern der Arbeit, sondern wenn überhaupt als Bonus, wenn alles andere funktioniert und abgearbeitet ist (Miedaner 2001, 57 f.). Daher betont Lore Miedaner (2001, 58 f.) die Notwendigkeit einer konzeptionellen Verankerung intergenerativer Arbeit. Für eine alltagsnahe und zielführende Konzeption, ist eine gemeinsame Entwicklung von Mitarbeitern beider Institutionen unverzichtbar. Allein dadurch ist davon auszugehen und, dass die Zielgruppe und die zuständigen Mitarbeiter beider Einrichtungen die Arbeit akzeptieren und Ziele entwickelt werden, von denen Senioren genauso wie Kinder profitieren.

Aufgrund des begrenzten Rahmens der Arbeit soll im Folgenden der Blick auf die die Thematik der Hochbetagten gerichtet werden. Das bedeutet nicht, dass das Konzept keine Ziele für die

3.2 Analyse der Rahmenbedingungen

teilnehmenden Kinder verfolgt. Diese müssten jedoch speziell im Hinblick auf theoretische Hintergründe und Problemstellungen in Bezug auf die Kinder ausgearbeitet werden. Für diese Arbeit steht daher das Thema Einsamkeit alter Menschen im Vordergrund und die daraus resultierenden relevantesten Zielsetzungen und die damit verbundene Planung.

3.2 Analyse der Rahmenbedingungen

Da ich persönlich keine beruflichen Erfahrungen im Feld der Altenarbeit aufweisen kann, liegt dieser Arbeit keine konkrete Einrichtung zu Grunde, deren speziellen Rahmenbedingungen beschrieben werden können. Dennoch steht die Ausarbeitung eines realistischen Entwurfes, der Sozial- und Lebensraum beachtet und miteinbezieht, im Fokus. Der Stadtteil Langwasser-Nord soll hierfür im Folgenden als Beispiel dienen. Weiter wird von einer Betreuungsreinrichtung ausgegangen die, wie in 2.2.1 beschrieben, sehr häufig in der heutigen Zeit vorkommt. Altenwohnheim, Altenheim und Pflegeheim werden unter einem Dach kombiniert. Die Gesetzliche Grundlage stellt § 43 SGB XI dar. Anspruch auf die Pflege in genannten vollstationären Einrichtungen haben danach Pflegebedürftige der Pflegegrade zwei bis fünf. Dies zeigt, wie heterogen die Zielgruppe, in Bezug auf physische und mentale Ressourcen der stationär betreuten Personen, ist. Die Idee des Konzeptes sieht eine Zusammenarbeit dieser Einrichtung der Altenhilfe mit einer im Stadtteil ansässigen Kinderbetreuungseinrichtung vor. Die Rolle des Sozialarbeiters kann dabei unterschiedlicher Natur sein. Es ist möglich, dass dieser bereits Mitarbeiter einer Einrichtung ist und so entweder die Seite der Kindertages- oder die der Pflegeeinrichtung vertritt. Eine andere Situation entsteht, wenn dieser als externer Organisator das Angebot initiiert. Dies kann beispielsweise der Fall sein, wenn der Sozialarbeiter beispielsweise als Mitarbeiter der Stadt Nürnberg für die Förderung spezieller Themen, ähnlich wie bei dem Projekt „Spiki“ (Sprachförderung in Kindertageseinrichtungen) zuständig ist.

3.3 Situationsanalyse

Um eine Vorstellung über den Stadtteil Langwasser-Nordost im Süden Nürnbergs zu erhalten, ist ein kurzer Abriss über dessen strukturelle Gegebenheiten wichtig und sinnvoll. Anhang 2 enthält eine Abbildung dieses Teils von Langwasser, auf dem die Gegebenheiten und die geografische Begrenzung gut nachvollzogen werden können. Betrachtet man diesen Ausschnitt kann man die Besonderheiten des Stadtteils gut erkennen. Es handelt sich um ein Quadrat, das von vier Straßen begrenzt wird (Otto-Bärnreuther-Straße, Karl-Schönleben-Straße, Breslauer Straße, Gleiwitzer Straße). Das Besondere des Stadtteils ist die autofreie Planung und Bebauung. So ist es möglich, den gesamten Teil von Langwasser-Nordost zu erkunden, ohne eine Straße überqueren zu müssen. Es gibt eine große Betreuungseinrichtung für Senioren des BRK (Bayerisches Rotes Kreuz) und fünf Kindergärten unterschiedlicher Träger. Die strukturelle Situation vor Ort gestaltet sich grundsätzlich sehr positiv und eine

3.3 Situationsanalyse

Vernetzung und Kooperation zwischen den verschiedenen Lebenswelten von Alt und Jung wäre möglich. Trotzdem sind bisher keine generationenübergreifenden Angebote und besonders keine langfristigen zwischen den Einrichtungen entstanden. Separiert von anderen Institutionen finden beispielsweise Bewegungs-/Musikangebote oder Spiele-/Bastelnachmittage intern statt. Punkt 2.2.4 hat gezeigt, dass unter anderem der Heimeintritt zu einem Entstehen von Einsamkeit beitragen kann. Bezieht man dann noch den Aspekt der Übertragung von Einsamkeitsgefühlen auf Mitmenschen in die Betrachtung mit ein, erklärt dies vielleicht, warum trotz stattfindender Angebote in den Pflegeeinrichtungen viele Bewohner einsam sind. Sowohl aus meinem privaten Kontext als auch aus meiner Zeit im Vollzeitpraktikum habe ich Erfahrung mit musikalischen Angeboten gesammelt, die speziell für Senioren ausgerichtet sind. Dabei ist mir besonders die Atmosphäre aufgefallen, die dort oftmals vorherrscht. Auch bei professioneller Organisation entstand meinem Gefühl nach keine Interaktion zwischen den Teilnehmenden. Eine verhaltene Freude über bekannte Lieder war zwar zu spüren, stand aber nicht greifbar im Raum, oder hätte gar das Gegenüber angesteckt. Vielmehr wurde eine halbe Stunde ein Lied nach dem anderen gesungen, um dann die alten Menschen wieder auf ihre Zimmer zu bringen. Dabei müsste doch der Einsamkeit alter Menschen konkret mit Begegnung – Interaktion und Beziehung entgegengewirkt werden.

Aus diesen Aspekten entwickelte sich der Gedanke zur zweiten Zielgruppe, die viele Möglichkeiten eröffnet: Kinder. Besonders im Hinblick auf die Angebote im Stadtteil fallen oftmals die ähnlich gewählten Themen der Einrichtungen auf. Warum sollte auf der einen Seite frühmusikalische Erziehung stattfinden und auf der anderen Seite der Singkreis mit Senioren? Musik kann hier als verbindendes Element – als ein Interesse, das Jung und Alt in Kontakt bringen kann, gesehen werden. Das Wesen der Kinder spielt dabei eine tragende Rolle, sodass Kindergärten als passende Kooperationspartner für dieses Konzept in Frage kommen. Kinder von drei bis sechs Jahren sind meist noch unvoreingenommen. Ihre offene und herzliche Art stellt eine positive Basis in der Zusammenarbeit mit hochbetagten Menschen dar. Während Erwachsene oft voreilig Zuschreibungen beispielsweise bei demenziell veränderten Menschen machen, sehen Kinder davon ab. Sie besitzen das Talent ihr Gegenüber so anzunehmen, wie es ist und ihm dabei auf Augenhöhe zu begegnen. Auf diese Weise wird zu Krankheiten oder Defiziten ein natürlicher Zugang eröffnet. Die Ausführungen über den Wandel in unserer Gesellschaft in Kapitel 2.1 und den damit einhergehenden Veränderungen im Miteinander der Generationen kann als Analyse der gesellschaftlichen Situation gesehen werden. Es ist unverzichtbar, dass sich die interdisziplinären Teams noch konkret mit ihren eigenen Positionen und mit der Analyse der beiden Zielgruppen im speziellen Kontext von Institutionen und Umfeld auseinandersetzen. Dies ist in dieser Arbeit und ohne einen

3.4 Zielentwicklung

Praxisbezug nicht möglich. Der Fokus soll daher auf den theoretisch erarbeiteten Bedarfen der Hochbetagten liegen, die sich aus dem Thema Einsamkeit ergeben.

3.4 Zielentwicklung

Eine Zielformulierung ist immer auf verschiedenen Ebenen möglich. Schriftlich festgelegt kann dadurch eine Evaluation und Weiterentwicklung der Arbeit ermöglicht werden. Das zentrale Merkmal Sozialer Arbeit ist das gemeinsame Aushandeln spezifischer, die Person betreffender Ziele. Da das in dieser Arbeit nicht möglich ist, werden die Ziele anhand der dargelegten Theorie und der vorangegangenen Situationsanalyse entworfen. Lore Miedaner (2001, 60) entwickelt fünf konzeptionelle Zieldimensionen: „eine gesellschaftliche, eine institutionelle, eine soziale, eine individuelle und eine ethische“. Dadurch ergeben sich oftmals eine Fülle an möglichen zu verfolgenden Zielen. Die hier formulierten Ziele sollen einerseits die verschiedenen Zieldimensionen erfassen und andererseits die, für diese Arbeit, wichtigsten Aspekte miteinschließen.

Überwinden von Einsamkeit durch den Abbau sozialer Isolation.

Bei der Zielsetzung Überwindung von Einsamkeit durch den Abbau sozialer Isolation wird sowohl die institutionelle als auch soziale Dimension angesprochen. Auf Risikofaktoren, die zum Einsamkeitserleben im hohen Alter führen können, wurde in Punkt 2.2.4 bereits detailliert eingegangen. Das Überwinden von Einsamkeit, und den damit verbundenen emotionalen und körperlichen Folgen, führt zu einem Anstieg der eigenen Lebenszufriedenheit. Die Hochbetagten können durch das Angebot soziale und kulturelle Teilhabe erfahren. Musik wirkt dabei als begegnungsschaffendes Element. Dadurch kommen sie mit einer anderen Generation in Kontakt und erleben Gemeinschaft, Kommunikation und Interaktion. Die Pflegebedürftigen werden durch aktiv gelebte soziale Kontakte zufriedener und glücklicher.

Zu einem positiven Altersbild künftiger Generationen beitragen.

Durch die Aufwertung des Altersbildes künftiger Generationen, wird die gesellschaftliche Zieldimension angesprochen. Die Wirkung von Altersbildern wurde in Punkt 2.1.3 ausführlich beschrieben. Durch das musikalische Angebot soll ein positives Bild vom Alter gestärkt werden. Langfristig kann sich aufgrund von Begegnungsräumen so ein positives Verständnis vom Alter in der Gesellschaft etablieren.

Physische und mentale Fähigkeiten stärken.

Das Ziel, körperliche und geistige Fähigkeiten zu stärken, strebt Veränderungen auf der individuellen Ebene der einzelnen Person an. Mit dem Alterungsprozess gehen natürliche, aber auch gesundheitlich bedingte körperliche und mentale Abbauprozesse, wie eingangs in Kapitel 2.1.2 erläutert, einher. Das Angebot soll dazu beitragen vorhandene Ressourcen und

3.4 Planung

Fähigkeiten der alten Menschen zu erkennen, sie zu erhalten und zu stärken. Außerdem werden durch das methodische Handeln vermeintlich verlorene Kompetenzen wiederbelebt.

Würde jedes Menschen in jeweiliger Lebenslage wertschätzen.

Allen Menschen die gleiche Achtung und Wertschätzung zukommen zu lassen betrifft die ethische Dimension. Punkt 2.1.2 beschreibt welche Werte in unserer auf Leistung ausgerichteten Gesellschaft zählen. Alte Menschen, die häufig in ihrer Lebensweise, Artikulation und Autonomie eingeschränkt sind, sind auf die Unterstützung anderer Mitglieder der Gesellschaft angewiesen. Der Punkt Vielfalt als Normalität in Kapitel 2.3.3 zeigt, wie wichtig es ist, Menschen in den verschiedensten Lebenslagen und ihren jeweiligen Ausprägungen anzuerkennen und zu achten. Alte, pflegebedürftige Menschen erfahren durch das musikalische Angebot Wertschätzung für ihre persönliche Lebenslage. Stärken und Schwächen werden gleichermaßen respektiert und nicht als Barriere für eine Teilhabe gesehen.

Die Zeitdimension der Zielformulierungen ist überall ähnlich. Besonders Ziele auf gesellschaftlicher und ethischer Ebene dienen als langfristige Orientierungsziele. Individuelle, soziale und institutionelle hingegen können als mittelfristige Grobziele festgehalten werden. Konkrete, für die einzelne Person im spezifischen wirkende Ziele haben, wie schon einleitend erwähnt, den Anspruch gemeinsam ausgehandelt zu werden. Trotz allem wird deutlich, dass den Zielen ein kurzfristiges, zeitlich begrenztes Projekt nicht gerecht werden kann. Genauso wie beispielsweise frühmusikalische Erziehung, soll das Wesen dieses Begegnungsangebotes in der Regelmäßigkeit und im langfristigen Angebotscharakter liegen.

3.4 Planung

Im vorliegenden Abschnitt soll keine detaillierte Planung einer konkreten musikalischen intergenerativen Einheit erfolgen. Im Fokus stehen die Notwendigkeit spezieller Planungsschritte und Aspekte, um die aufgestellten Ziele zu erreichen. Als Leitlinien zur Orientierung für Planende und Durchführende dienen dazu die in Punkt 2.2.4 aufgeführten Prinzipien.

Die Organisation einer Planungsgruppe ist als sinnvoll zu erachten, da es sich um eine Kooperation zweier Einrichtungen des Stadtteils handelt. Die Zusammensetzung ergibt sich dabei aus den teilnehmenden Mitarbeitern aus Kindergarten und Seniorenheim unter der Leitung des Sozialarbeiters. Da, wie bereits in der Situationsanalyse erwähnt, in Langwasser-Nordost bisher noch keine intergenerativen Angebote stattfanden, steht das Kennenlernen und das gemeinsame Ausarbeiten des Konzeptes im Vordergrund. Die Planungsgruppe trägt in jedem Fall dazu bei, dass das Projekt von beiden Seiten getragen und unterstützt wird. Sie dient dazu Erwartungen und auch Befürchtungen von Anfang an einen Raum zu geben und

3.4 Planung

Lösungen beziehungsweise Regeln für das gemeinsame Handeln zu erarbeiten. Nur dadurch kann aus der musikalischen intergenerativen Idee ein tragfähiges Konzept werden, das nicht immer wieder der Legitimation bedarf. Die Frage nach einer geeigneten Zielgruppe für das Erleben von Musik und Wahrnehmung intergenerativer Kontakte darf keine Rolle spielen, da dieses Konzept ein inklusiv gedachtes Angebot darstellen soll. Das Handlungskonzept muss auf seine Inklusionsförderlichkeit hin überprüft werden. Hindernisse, die es bestimmten Zielgruppen erschweren das entwickelte Angebot wahrzunehmen, müssen vermieden werden. Für das vorliegende Konzept sind Kinder zwischen vier und sieben Jahren die geeignete Gruppe. Gründe dafür sind deren vorhandene Sprachfertigkeiten sowie motorische Fähigkeiten. Diese erweitern die Methodenauswahl erheblich und spielen für das Thema Einsamkeit eine große Rolle. Als weiteres Kriterium kann das Fehlen von Großeltern oder genereller Kontakte zu anderen Generationen herangezogen werden. Bei den pflegebedürftigen Senioren kann es dazu kommen, dass vorschnell Rahmenbedingungen, personelle Ausstattung und der Grad der Pflegebedürftigkeit darüber entscheiden, wer als Teilnehmer in Frage kommt und wer nicht. Das Anliegen des Konzeptes ist die Arbeitsformen und Methoden so flexibel anzupassen, dass eine Teilnahme unabhängig von diesen Faktoren möglich wird. Die Anzahl der Teilnehmer richtet sich im konkreten Fall nach der personalen Ausstattung der jeweiligen Einrichtungen. Dieser konzeptionelle Vorschlag geht von einer Gruppenstärke von je zehn Kindern und Erwachsenen aus. Freiwilligkeit soll bei der Motivation der Zielgruppen an erster Stelle stehen. Dennoch sind dabei Charaktereigenschaften der Personen und auch mit dem Angebot verbundene Vorurteile und eventuelle mentale Hürden zu erörtern und darauf zu reagieren. Schüchternheit oder wenig Vertrauen in die eigene Person beispielsweise sollen so nicht von einer Teilnahme abhalten. Als Arbeitsform dient die sozialpädagogische Gruppenarbeit, die mit einer festen beziehungsweise geschlossenen Gruppe agiert. Eine offene Gruppe, mit häufig wechselnden Zielpersonen und einer hohen Fluktuation ist nicht sinnvoll, da dieses Angebot Kontakte und Beziehungen fördern soll. Mit der Teilnahme am gruppenpädagogischen Angebot sollen sich Kinder und Senioren auf eine dauerhafte Begegnung innerhalb der gleichen Gruppe einlassen. Daher sollte das Angebot regelmäßig und nicht in zu großen Abständen durchgeführt werden. Es wäre wünschenswert wenn der Ort für die Zusammenarbeit nicht auf eine Einrichtung begrenzt ist. Gerade für die alten Menschen wäre ein Besuch im Kindergarten eine Abwechslung im sonst oftmals eintönigen Alltag. Das wiederum setzt Gegebenheiten der Barrierefreiheit der Einrichtung voraus. Daher ist dieser Aspekt je nach teilnehmenden Institutionen zu erörtern. Gerade der Stadtteil Langwasser-Nordost bietet diese Möglichkeit durch sein Netzwerk an Fußgängerzonen. So ist es möglich den Ort des Altenheims als Begegnungsstätte für das musikalische Angebot unkompliziert zu erreichen und zu nutzen. Im Folgenden sollen einige Beispiele für die inhaltliche Gestaltung eines musikalischen intergenerativen Angebots der

3.4 Planung

Sozialen Arbeit beschrieben werden. Diese sollen zur Erreichung der oben genannten Ziele beitragen. Mögliche Folgen der einzelnen Methoden müssen dabei immer abgeschätzt werden und Beachtung finden. Neben den hier beispielhaft genannten gibt es in der Literatur und in Praxishandbüchern noch eine Vielzahl mehr an musikalischen Gestaltungsinstrumenten und Möglichkeiten.

- **Patenschaft auf Augenhöhe**

Patenschaft bedeutet Verantwortung zu übernehmen. Normalerweise finden sie dort Anwendung, wo ein Partner Unterstützung braucht und der andere über Ressourcen oder Wissen verfügt, die diese Unterstützung gewährleistet. Das findet man beispielsweise in Schulen, wenn die Siebtklässler den Fünftklässlern beim Start in einer neuen Schule als Ratgeber zur Seite stehen. Für die Arbeit mit Jung und Alt wäre eine Patenschaft auch von Vorteil. Dabei soll es jedoch nicht um eine einseitige Unterstützungshandlung gehen, sondern um eine Patenschaft auf Augenhöhe, bei welcher beide Seiten Paten sind. Jeder dient dem Gegenüber als Bezugsperson und als Partner. Wer Hilfe oder Unterstützung benötigt, kann diese erhalten oder dem anderen zukommen lassen. Wie die Patenschaft initiiert wird, kann auf unterschiedliche Weise geschehen. Eine Möglichkeit ist die Zuordnung der Paten im Vorfeld. Das birgt allerdings das Risiko, dass Charaktereigenschaften nicht zueinander passen können, oder natürliche Sympathien oder Antipathien füreinander unbeachtet bleiben. Um dies zu vermeiden können Gruppenleiter als stille Beobachter fungieren. Sie verfolgen wo Kontakt und Interaktion zwischen einer alten und einer jungen Person entsteht. Ist das der Fall, kann dann diese Patenschaft gezielt unterstützt und gefördert werden. Durch das Entstehen solcher Patenschaften auf Augenhöhe kann, durch den intensiv gelebten Kontakt, schneller Beziehung entstehen, als bei variierenden Partnern in musikalischen Übungen. Außerdem können so beispielsweise das Selbstwertgefühl der Personen gezielt gestärkt werden, indem sie merken, dass sie jemandem wichtig sind. Kann der Hochbetagte in der Interaktion zusätzlich sein Wissen oder bestimmte Fertigkeiten mit dem Kind teilen, kann er in seiner Selbstwirksamkeit gestärkt werden.

- **Singen**

„Gerade in der Gruppe schafft Singen schnell eine einzigartige Verbindung untereinander, geprägt durch ein Gefühl des Vertrauens, der Zusammengehörigkeit und der Geborgenheit“ (Wickel 2018, 122).

Bei musikalischen Angeboten zählt das Singen wohl zu den beliebtesten Aktivitäten. Sowohl in Kindertageseinrichtungen als auch in denen der Altenhilfe werden Lieder gerne gesungen. Besonders bei den Senioren wird hier auf biografisch relevantes und bekanntes Liedgut zurückgegriffen. Dazu zählen beispielsweise Schlager und Volkslieder (Wickel 2018, 130). Die Herausforderung in der intergenerativen Arbeit stellt das Finden eines

3.4 Planung

gemeinsamen Liedschatzes dar, beziehungsweise Jung oder Alt für das Kennenlernen unbekannter Lieder zu begeistern (Miedaner 2001, 125). Eine abwechslungsreiche Gestaltung und das Miteinbeziehen der Gruppe, spielen hier eine wichtige Rolle. Wenn sowohl Kinder als auch Senioren Raum bekommen ihre Wünsche mitzuteilen, kann das die Offenheit der Teilnehmenden fördern und dazu führen sich auch auf Neues einzulassen. Kinder können so das immer mehr in Vergessenheit geratende kulturelle Liedgut der alten Volkslieder kennenlernen. Damit verbunden gelingt es den Hochbetagten oftmals, Erinnerungen an Kindheit oder Jugend wieder aufleben zu lassen. Das wiederum macht es ihnen möglich, mit den Kindern durch das Erzählen in Kontakt zu kommen. Eine instrumentale Liedbegleitung ist in jedem Fall von Vorteil. Hier bieten sich, je nach Ressourcen bei den Durchführenden, Gitarre, Klavier oder das Akkordeon an. Letzteres erfährt vor allem in der Altenarbeit eine hohe Akzeptanz (Wickel 2018, 130 f.). Durch die Begleitung kann die Motivation zum Mitsingen gesteigert werden, der Rhythmus wird besser gehalten und auch das Erkennen und Aufgreifen der Melodie wird so unterstützt (Wickel 2018, 130). Eine Schwierigkeit kann die Veränderung der Stimme im Alter mit sich führen. Singen in bestimmten Tonlagen kann dann zu Schwierigkeiten führen und so sollte darauf geachtet werden, Lieder in angenehmen Tonlagen für beide Gruppen zu spielen.

- **Klangspaziergang**

Hören ist ein wichtiger Teil von Musik. Das Musikhören gilt als rezeptive Methode (Wickel 2018, 170). Das Empfangen beziehungsweise Aufnehmen von Klängen oder Lauten steht hierbei im Mittelpunkt. Der Vorteil von Methoden, die in erster Linie auf das Hören eingehen, liegt darin, dass der Durchführende über keinerlei Vorwissen oder musikpraktische Fähigkeiten verfügen muss. Der Klangspaziergang soll dazu beitragen wieder sensibel für unsere Welt und Umgebung zu werden. Man begibt sich dabei in die Natur und konzentriert sich ganz auf den Hörsinn. Dabei können sowohl Alt als auch Jung viele Dinge entdecken. Das Wohngebiet Langwasser-Nordost eignet sich hierfür sehr gut. Auf der Karte, die dem Anhang zugefügt ist, kann man sehen, dass abgesehen von der autofreien Konzipierung, neben großen Grünflächen auch ein See in diesem Gebiet liegt. Das hier ansässige Seniorenheim beispielsweise befindet sich direkt neben genanntem Langwassersee und bietet einen optimalen Raum für einen Klangspaziergang. Für die Senioren schafft dieser die Möglichkeit die Umgebung gemeinsam in der Gruppe zu erkunden und die Räume des Heimes zu verlassen. Vielleicht findet sich ein Platz mit Sitzgelegenheiten, der zum Verweilen einlädt. Hier kann die Gruppe dann ihre ganz eigenen Hörerfahrungen sammeln. Tiergeräusche, Wind, Baumrauschen, Straßenlärm und Stimmen anderer Menschen können gehört und gespürt werden. „Musikhören lässt oftmals überhaupt erst eine Atmosphäre entstehen, die bereit macht, sich für Gespräche zu öffnen“ (Wickel 2018, 171). Vielleicht bietet das Hören von vertrauten Geräuschen, die

3.4 Planung

beispielsweise mit Erinnerungen verbunden werden, eine Möglichkeit, den Kindern davon zu erzählen. Für diese wiederum bietet der Spaziergang eine Gelegenheit, sie für Geräusche der Natur zu sensibilisieren. Gerade in der Stadt und in unserer medial geprägten Welt hören wir oftmals viel zu viel gleichzeitig. Ein sich Rückbesinnen auf das aktive Hinhören und Heraushören von Kleinigkeiten lässt den Körper zur Ruhe kommen. Selbstverständlich müssen auch für diese Methode Gruppe, Anzahl der Durchführenden und Rahmenbedingungen stimmen. Auch Alterserscheinungen wie Schwerhörigkeit oder eingeschränkte Mobilität müssen bei der Planung mitbedacht werden. Sollte der Klangspaziergang nicht in der Natur stattfinden können, bieten aber beispielsweise Aufnahmen von Walter Tilgner, einem der bekanntesten Naturkomponisten (Leidecker 2002, 6 f.), Alternativen. Diese können so auch innerhalb von Einrichtungen abgespielt werden und zum Erleben von Naturklängen führen.

- **Körper als Klanginstrument**

„Body Percussion nutzt den eigenen Körper zur Klangerzeugung“ (Wickel 2018, 158). Eine andere Methode um gemeinsam zu Musizieren, die weder Stimme noch gutes Gehör benötigt ist die Körper-Percussion. Hierbei wird zwischen vier Varianten unterschieden: Klatschen – Patschen – Stampfen – Schnalzen (Wickel 2018, 158). Geklatscht wird hierbei in die Hände, das Patschen beschreibt Schläge auf die Oberschenkel, gestampft wird mit den Füßen und geschnalzt mit den Fingern. Der Vorteil, den eigenen Körper als Klang und Musikinstrument zu nutzen, liegt in dessen niedrigschwelligem Zugang. Genau wie die Stimme kann diese Art von Musik, unabhängig von Raum und vorhandenen materiellen Ressourcen, Anwendung finden. Gerade im Hinblick auf Hochbetagte stellt das eine Möglichkeit dar, sie aktiv in das Geschehen mit einzubeziehen. Noch vorhandene Fertigkeiten und motorische Fähigkeiten können so unterstützt und verbessert werden. Auch Senioren, die beispielsweise im Rollstuhl sitzen, können durch dieser Methode ohne Einschränkungen in das Geschehen miteinbezogen werden. Das Arbeiten mit dem Körper als Musikinstrument muss nicht isoliert von anderen Methoden Anwendung finden. So können Lieder, Spiele oder der Einsatz von Alltagsgegenständen als Instrument miteinander kombiniert werden. So können verschiedene Fähigkeiten der einzelnen Gruppenmitglieder miteinbezogen werden. Dadurch erleben sich die Senioren noch in der Lage aktiv zu musizieren. Die Kinder wiederum können die Erfahrung machen, Stärken der älteren Generation wertzuschätzen. Gerade durch Rhythmusübungen kann erfahren werden, dass das eigene Handeln zum großen Ganzen beiträgt und man selbst mit seiner Aufgabe, beispielsweise des Klatschens, einen Beitrag leistet.

Bei allen Methoden, die für das Angebot gewählt werden, ist immer auf die spezielle Gruppe zu achten. Je nach Teilnehmenden, Durchführenden und Rahmenbedingungen können

3.5 Durchführung und Evaluation

manche Methoden sinnvoller als andere sein. Wie an andere Stelle schon erwähnt, sollten Störungen und sich individuell ergebende Bedürfnisse immer Vorrang haben und Beachtung finden.

3.5 Durchführung und Evaluation

Im Zuge dieser Bachelorarbeit ist die Durchführung des Konzeptes leider nicht möglich und kann daher auch nicht näher beschrieben werden. Da die hier entwickelten Ideen und Vorschläge nicht im Hinblick auf eine konkrete Einrichtung und deren Klienten entworfen wurde, muss im jeweiligen Setting die genaue Durchführung geplant und auf die Teilnehmer konkret ausgearbeitet werden. Da sich hierdurch Rahmenbedingungen ändern können ist es notwendig, in diesem Fall die Situation wieder neu zu erfassen und gegebenenfalls Ziele und Methoden anzupassen. Wie schon erwähnt, ist es besonders für die durchführenden Sozialarbeiter und eventuelle andere Beteiligte wichtig, in ihrem Handeln stets flexibel zu bleiben. Das bedeutet, eine reflektierte Haltung ist Voraussetzung, um die Situation richtig zu erfassen und wenn nötig Handlungsabläufe abzuändern und anzupassen.

Auch der Evaluation kann in dieser Arbeit aufgrund der fehlenden Durchführung nicht nachgekommen werden. Im Fall eines durchgeführten Angebotes ist dann aber immer auf den engen Zusammenhang von Evaluation und Zielentwicklung zu achten. Dafür ist es im konkreten Setting wichtig, die Ziele smart zu formulieren, um eine bessere Überprüfung zu ermöglichen. Das heißt sie sollten spezifisch, messbar, attraktiv, realistisch und terminiert sein. Neben der Auswertung und Überprüfung, wie das durchgeführte Konzept zu den gestellten Zielen beiträgt, spielt die Selbstevaluation eine große Rolle. Nur so kann gewährleistet werden, dass das Planen und Tun vor dem richtigen Hintergrund stattfinden. Außerdem kann so die eigene Haltung und Wirkung nachvollzogen werden. Abhängig vom jeweiligen Träger oder der konkreten Kooperation können Evaluationen darüber hinaus der Legitimation des Konzeptes dienen, beispielsweise um finanzielle Mittel oder benötigte Arbeitszeit zu begründen.

4 Fazit

Diese Arbeit darf mit einer musikalischen Anregung schließen und ich lade dazu ein dem Link zu folgen und das Lied und Video auf sich wirken zu lassen. Um die Botschaft des Stückes der Frigthened Rabbits zu verstehen ist das Video meiner Meinung nach völlig ausreichend. Trotz allem habe ich die Texte zum Nachlesen, sowohl auf Englisch als auch ins Deutsche übersetzt, Anhang 3 zugefügt.

<https://www.youtube.com/watch?v=X1Lf7mriehU>

4 Fazit

The Loneliness and the Scream, ein Schrei den die Gesellschaft, angesichts der oftmals isolierten Wohn- und Betreuungsverhältnisse alter Menschen, nur schwer hören kann. Eine Situation, die in vielen Fällen zu sozialer Isolation führt und mit Einsamkeitsgefühlen einhergehen kann. Daraus resultierende Krankheiten wie beispielsweise Depressionen, stellen wiederum Folgen dar, die durch die Lebensverhältnissen der zu Betreuenden entstehen. Das gezeigte Video hat mich persönlich in Verlegenheit gebracht und traurig gemacht. Der alte Herr ist alleine und selbst außerhalb seiner Wohnung hat er keinerlei Ansprache. Er ist wie ein Geist – unsichtbar für die Gesellschaft. Alleine mit seinen Gedanken, Gefühlen, Sorgen und Nöten. Aber auch alleine mit Dingen, die ihn erfreuen, ihn zum Lachen bringen oder die positive Erinnerungen wecken. Das vorliegende Konzept kann und soll dazu beitragen, Begegnung zwischen Generationen zu schaffen, Einsamkeit entgegenzuwirken und hochbetagten Menschen in Pflegeeinrichtungen eine Stimme zu geben. Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession besitzt den Auftrag zu gleichen Chancen für alle Menschen beizutragen, die ein gutes und würdevolles Leben zu führen ermöglichen. Soziale Arbeit lebt von der Arbeit mit und zwischen Menschen, von Kommunikation und von Gemeinschaftsgefühlen. Soziale Arbeit soll ungleichen Zugängen zu Teilhabechancen entgegenwirken und das Miteinander der Gesellschaft stärken.

Nur in kleinen Schritten können Veränderungen in fest verankerten Betreuungssystemen herbeigeführt werden. Es wird nicht möglich sein morgen eine Betreuung zu schaffen, die inklusiv gedacht ist und sich nicht bloß an Bedarfen oder Pflegegraden orientiert. Die einseitige, voneinander separierte Versorgung von Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen und Hochbetagten kann aber mit vielen vernetzenden und Begegnung schaffenden Angeboten langsam aufgebrochen werden. Musik stellt dabei ein verbindendes Element dar. Daneben besitzt die Soziale Arbeit aber noch viele andere Möglichkeiten, um gemeinsame Bezugspunkte und Räume der Begegnung zu schaffen. Gleichzeitig müssen selbstverständlich verschiedene Faktoren berücksichtigt und auch verborgene Risiken abgewogen werden. Fragen nach Finanzierbarkeit und Durchführbarkeit, aufgrund von Personal- und Zeitmangel in vielen Einrichtungen, müssen bei der Planung beachtet werden. Auch das sensibel zu betrachtende Thema „Sterben und Tod“ muss Raum im Konzept finden. Das ist besonders wichtig, da wir in einer Gesellschaft leben, die Krankheit und Sterben nicht gerne thematisiert und in der sich Menschen mit der Endlichkeit des Lebens ungerne belasten.

Trotz aller scheinbaren Barrieren denke ich, es ist lohnenswert sich auch für die ungehörte und oftmals ungesehene Generation der Hochbetagten einzusetzen. Gerade sie sollte Wertschätzung erfahren, für all die erlebten und gelebten Jahre. Diese sind mit vielen wertvollen Erfahrungen und Erinnerungen gefüllt. Lebenserfahrung darf und soll an die neue Generation weitergegeben werden, die, aufgrund der sich wandelnden

4 Fazit

Bevölkerungsstrukturen noch vielen unbekanntem Bedingungen entgegenzutreten muss. Gerade vor diesem Hintergrund wäre es sinnvoll, eine Generation großzuziehen, die das Alter schätzt und alle Menschen als einen wertvollen Teil der Gesellschaft anerkennt. Wir alle sind Hörende. Wir sollten uns und auch andere dazu ermutigen zuzuhören – hinzuhören – ‚dazwischenzuhören‘ und dabei niemanden zu überhören. Ist das möglich, wird auch Begegnung möglich sein und Einsamkeit alter Menschen überwunden werden. Das Ziel sollte doch sein mit Freude zu verkünden: „Wenn ich alt bin...!“

Literaturverzeichnis

- Aner, Kirsten/Köster, Dietmar (2016):** Partizipation älterer Menschen – Kritisch gerontologische Anmerkungen. In: Naegele, Gerhard/Olbermann, Elke/Kuhlmann, Andrea (Hrsg.): Teilhabe im Alter gestalten. Aktuelle Themen der Sozialen Gerontologie, Wiesbaden: Springer Fachmedien GmbH
- Backes, Gertrud M./Clemens, Wolfgang (2013):** Lebensphase Alter: Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung, Weinheim und Basel: Beltz Juventa
- Beyer, Ann-Kristin/Wurm, Susanne/Wolff, Julia K. (2017):** Älter werden – Gewinn oder Verlust? Individuelle Altersbilder und Altersdiskriminierung. In: Mahne, Katharina/Wolff, Julia Katharina/Simonson, Julia/Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.): Altern im Wandel. Zwei Jahrzehnte Deutscher Alterssurvey (DEAS), Open Access: Springer VS (329-344) (<http://creativecommons.org/licenses/by/2.5/deed.de>)
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (Hg.) (2005):** Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen, Berlin
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (Hg.) (2010):** Sechster Altenbericht: Altersbilder in der Gesellschaft, Berlin
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (Hg.) (2012):** Generationenbeziehungen – Herausforderungen und Potenziale. Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (2015):** Karikaturenwettbewerb zum Alter „Schluss mit lustig?“
<https://www.programm-altersbilder.de/programm/karikaturen-wettbewerb-zum-alter-schluss-mit-lustig/gesundheits.html> (letzter Aufruf: 12.08.2020)
- BMG (Bundesministerium für Gesundheit) (2020):** Online-Ratgeber Pflege. Pflege im Heim.
<https://www.bundesgesundheitsministerium.de/pflegeimheim.html#c9448> (letzter Aufruf: 12.08.2020)
- Bock, Karin (2017):** Generation(en). In: Kreft, Dieter/Mielenz, Ingrid (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und

Sozialpädagogik, Weinheim Basel: Beltz Juventa (382-384)

Böger, Anne/Wetzel, Martin/Huxold, Oliver (2017): Allein unter vielen oder zusammen ausgeschlossen: Einsamkeit und wahrgenommene soziale Exklusion in der zweiten Lebenshälfte. In: Mahne , Katharina/Wolff, Julia Katharina/Simonson, Julia/Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.): Altern im Wandel. Zwei Jahrzehnte Deutscher Alterssurvey (DEAS), Open Access: Springer VS (257-272) (<http://creativecommons.org/licenses/by/2.5/deed.de>)

Bohn, Carolin (2018): Einsamkeit und Scham – Ein leidvolles Geschwisterpaar. In: Hax Schoppenhorst, Thomas (Hrsg.): Das Einsamkeits-Buch. Wie Gesundheitsberufe einsame Menschen verstehen, unterstützen und integrieren können, Bern: Hogrefe Verlag (132-139)

Bretländer, Bettina/Kötting, Michaela/Kunz, Thomas (Hrsg.) (2015): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion, Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH

Bubolz-Lutz, Elisabeth (2000): Bildung und Hochaltrigkeit. In: Becker, Susanne/Veelken, Ludger/Wallraven, Klaus Peter (Hrsg.): Handbuch Altenbildung. Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft, Opladen: Leske + Budrich (326-349)

Castel, Robert (2008): Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs. In: Bude, Heinz/Willisch, Andreas (Hrsg.): Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag

Cöln, Christoph (2020): Den Verfall bremsen. Das Geheimnis der extrem fitten Alten. <https://www.welt.de/sport/plus209527575/Fit-und-gesund-im-Alter-Das-Geheimnis-der-sportlichen-Senioren.html> (letzter Aufruf: 11.08.2020)

De Jong Gierveld, Jenny/Van Tilburg, Theo/Dyksta, Pearl A. (2006): Loneliness and social isolation. In: Perlman, D./Vangelisti, A. (Eds.): The Cambridge handbook of personal relationships. Cambridge, UK: Cambridge University Press (485-499)

Destatis (Statistisches Bundesamt) (2009): Bevölkerung Deutschlands bis 2060. 12. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung, Wiesbaden: Statistisches Bundesamt

Destatis (Statistisches Bundesamt) (2019): Bevölkerung im Wandel. Annahmen und Ergebnisse der 14. Koordinierten Bevölkerungsvorausberechnung, Wiesbaden: Statistisches Bundesamt

- DUK (Deutsche UNESCO-Kommission e.V.) (2009):** Inklusion: Leitlinien für die Bildungspolitik, Paris: UNESCO
- Eckhard, Jan (2018):** Einsamkeit als Folge von Armut und Marginalisierung. In: Hax Schoppenhorst, Thomas (Hrsg.): Das Einsamkeits-Buch. Wie Gesundheitsberufe einsame Menschen verstehen, unterstützen und integrieren können, Bern: Hogrefe Verlag (176-183)
- Filipp, Sigrun-Heide/Gerlach, Irene/Keil, Siegfried/Ott, Notburga/Scheiwe, Kirsten (2012):** Generationenbeziehungen. Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen. Herausforderungen und Potenziale. Gutachten für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien
- Grehl, Sr. Regina OSF (2018):** Einsamkeit und Stille. In: Hax Schoppenhorst, Thomas (Hrsg.): Das Einsamkeits-Buch. Wie Gesundheitsberufe einsame Menschen verstehen, unterstützen und integrieren können, Bern: Hogrefe Verlag (145-151)
- Hartmann-Wolff, Elke (2018):** „Einsamkeit ist das neue Rauchen“.
https://www.focus.de/gesundheit/ratgeber/psychologie/gesundepsyche/wissen-einsamkeit-ist-das-neue-rauchen_id_8837855.html (letzter Aufruf: 13.08.2020)
- Hartogh, Theo/Wickel, Hans Hermann (2004):** Musik und Musikalität. Zu der Begrifflichkeit und den (sozial-)pädagogischen und therapeutischen Implikationen. In: Harthog, Theo/Wickel, Hans Hermann (Hrsg.): Handbuch Musik in der Sozialen Arbeit, Weinheim/München: Juventa Verlag (45-55)
- Hartogh, Theo/Wickel, Hans Hermann (2008):** Musizieren im Alter. Arbeitsfelder und Methoden, Mainz: Schott Music GmbH & Co. KG
- Hoffmann, Lothar (2014):** Hurra, wir werden älter?! – der soziodemografische Wandel. In: Erhardt, Martin/Hoffmann, Lothar/Roos, Horst: Altenarbeit weiterdenken: Theorien – Konzepte – Praxis, Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer GmbH (16-21)
- Höpflinger, Francois (1999):** Generationenfrage – Konzepte, theoretische Ansätze und Beobachtungen zu Generationenbeziehungen in späteren Lebensphasen, Lausanne: Réalités Sociales
- Hummel, Konrad (1982):** Öffnet die Altersheime! Gemeinwesenorientierte, ganzheitliche

Sozialarbeit mit alten Menschen, Weinheim/Basel: Beltz Verlag

Huxold, Oliver/Engstler, Heribert (2019): Soziale Isolation und Einsamkeit bei Frauen und Männern im Verlauf der zweiten Lebenshälfte. In: Vogel, Claudia/Wettstein, Markus/Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.): Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte. Älterwerden im sozialen Wandel. Wiesbaden: Springer VS (71-89)

Kohli, Martin/Szydlik, Marc (Hrsg.) (2000): Generationen in Familie und Gesellschaft. Lebenslauf – Alter – Generation Band 3, Opladen: Leske + Budrich

Köttig, Michaela (2017): Inklusion?! – Aufgabe und Herausforderung für Soziale Arbeit. In: Spatscheck, Christian/ Thiessen, Barbara (Hrsg.): Inklusion und Soziale Arbeit. Teilhabe und Vielfalt als gesellschaftliche Gestaltungsfelder, Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit. Band 14, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich (31-42)

Kronauer, Martin (2010): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus, Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH

KUF (Amt für Kultur und Freizeit): Nürnberg ist bunt.

https://www.nuernberg.de/internet/kuf_kultur/nuernberg_ist_bunt.html#:~:text=Mit%20dem%20Slogan%20%E2%80%9EN%C3%BCrnberg%20ist,Aufkl%C3%A4rungskampagne%20f%C3%BCr%20kulturelle%20Vielfalt%20entwickelt.&text=zeigen%20die%20Chancen%20einer%20kulturell,um%20Diskriminierung%20und%20Rassismus%20vorzubeugen (letzter Aufruf: 13.10.2020)

Kuhlmann, Carola/ Mogge-Grotjahn, Hildegard/ Balz, Hans-Jürgen (2018): Soziale Inklusion. Theorien, Methoden, Kontroversen, Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH

Lehr, Ursula (1991): Psychologie des Alterns, Heidelberg/Wiesbaden: Quelle & Meyer Verlag

Leidecker, Klaus (2002): Musik als Begegnung. Schöpferisches Handeln zwischen Pädagogik und Therapie, Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag

Luhmann, Maïke (2018): Einsamkeit – (Nicht nur) ein Problem des hohen Alters. In: Hax Schoppenhorst, Thomas (Hrsg.): Das Einsamkeits-Buch. Wie Gesundheitsberufe einsame Menschen verstehen, unterstützen und integrieren können, Bern: Hogrefe Verlag (68-74)

Luy, Marc (2011): Demografie. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale

Literaturverzeichnis

Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, München: Ernst Reinhardt GmbH & Co KG (221-227)

Lüscher, Kurt/Liegle, Ludwig (Hrsg.) (2003): Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH

Lüscher, Kurt/Liegle, Ludwig/Lange, Andreas/Hoff, Andreas/Stoffel Martine/Viry, Gil/Widmer, Eric (2010): Generationen, Generationenbeziehungen, Generationenpolitik: Ein dreisprachiges Kompendium, Bern: Schweizerische Akademie der Geistes und Sozialwissenschaften

Lüscher, Kurt (2014): „Generationenprojekte – Generationendialoge“ als Bildung. Eine These zum Gespräch zwischen Praxis und Theorie. In: Binne, Heike/Dummann, Jörn/Gerzer-Sass, Annemarie/Lange, Andreas/Teske, Irmgard (Hrsg.): Handbuch Intergeneratives Arbeiten. Perspektiven zum Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich (87-99)

Mayer, K. U./Baltes, P. B. (2010): Vorwort zur Erstauflage, in: Lindenberger, Ulman/Smith, Jacqui/Mayer, Karl Ulrich/Baltes, Paul B. (Hrsg.): Die Berliner Altersstudie, Berlin: Akademie Verlag GmbH (7-16)

Mayer, K. U./Wagner, M. (2010): Lebenslagen und soziale Ungleichheit im hohen Alter. In: Lindenberger, Ulman/Smith, Jacqui/Mayer, Karl Ulrich/Baltes, Paul B. (Hrsg.): Die Berliner Altersstudie, Berlin: Akademie Verlag GmbH (275-300)

Miedaner, Lore (2001): Alt und Jung entdeckt sich neu. Intergenerative Pädagogik mit Kindern und Senioren, Freiburg im Breisgau: Verlag Herder

M. Spitzer, Ulm (2016): Einsamkeit – erblich, ansteckend, tödlich. In: Nervenheilkunde 11/2016. Zeitschrift für interdisziplinäre Fortbildung, Ulm: Schattauer (734-740)

Nicolas, Jan (2019): Intergenerative Arbeit als Chance für die Soziale Arbeit? Dimensionen eines aktuellen Diskurses, Bochum/Freiburg: Projektverlag

Niederfranke, Annette/Schmitz-Scherzer, Reinhard/Filip, Sigrun-Heide (1999): Die Farben des Herbstes. Die vielen Gesichter des Alters heute. In: Niederfranke, Annette/Naegele, Gerhard/Frahm, Eckart (Hrsg.): Funkkolleg Altern 1, Die vielen Gesichter des Alterns, Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH (11-18)

Noack, Winfried (2014): Inklusion und Exklusion in der funktional differenzierten und

Literaturverzeichnis

globalisierten Gesellschaft, Berlin: Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur

Perlman, Daniel und Peplau, Letitia Anne (1984): Loneliness research: A survey of empirical findings. In: Peplau, L. A. & Goldston, S. (Hrsg.): Preventing the harmful consequences of severe and persistent loneliness, U.S. Government Printing Office (13-46)

Roos, Horst (2014): Drittes und viertes Lebensalter. In: Erhardt, Martin/Hoffmann, Lothar/Roos, Horst: Altenarbeit weiterdenken: Theorien – Konzepte – Praxis, Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer GmbH (26-31)

Schobin, Janosch (2018): Vereinsamung und Vertrauen – Aspekte eines gesellschaftlichen Problems. In: Hax Schoppenhorst, Thomas (Hrsg.): Das Einsamkeits-Buch. Wie Gesundheitsberufe einsame Menschen verstehen, unterstützen und integrieren können, Bern: Hogrefe Verlag (46-65)

Schröer, Hubertus (2015): Inklusion versus Integration - Zauberformel oder neues Paradigma?
<http://www.i-iqu.de/dokus/Inklusion-versus-Integration.pdf> (letzter Aufruf: 05.10.2020)

Schwarzer, Beatrix (2015): Gesellschaftliche Teilhabe als Grundlage Sozialer Arbeit. In: Bretländer, Bettina/Kötting, Michaela/Kunz, Thomas (Hrsg.): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion, Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH (37-47)

Smith, J./Baltes, P.B. (2010): Altern aus psychologischer Perspektive: Trends und Profile im hohen Alter. In: Lindenberger, Ulman/Smith, Jacqui/Mayer, Karl Ulrich/Baltes, Paul B. (Hrsg.): Die Berliner Altersstudie, Berlin: Akademie Verlag GmbH (245-274)

Sonnenmoser, Marion (2018): Einsamkeit und Gesundheit. In: Hax Schoppenhorst, Thomas (Hrsg.): Das Einsamkeits-Buch. Wie Gesundheitsberufe einsame Menschen verstehen, unterstützen und integrieren können, Bern: Hogrefe Verlag (89-95)

Stadtplandienst Nürnberg: Bezirk 33 Langwasser Nordost.
http://onlineservice.nuernberg.de/stadtplandienst/spa/main.php?myClient=large&myBackground=1&myLayer=bezirk%2Cbezirk_%2Cdistr&myBBOX=4437021,5475534,1410.4372355416417 letzter Aufruf: 11.11.2020)

Steiner B. (1998): Profilierung Sozialer Arbeit in der stationären Altenhilfe. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie (343-347)

Stockmann, Susanne (2015): Länger jung bleiben. 10 Tipps, um das biologische Alter zu senken.

<https://www.tz.de/leben/gesundheit/laenger-jung-bleiben-tipps-biologische-alter-senken-meta-5084133.html> (letzter Aufruf: 11.08.2020)

Sulzer, Annika (2017): Inklusion als Werterahmen für Bildungsgerechtigkeit. In: Wagner Petra (Hrsg.): Handbuch Inklusion. Grundlagen vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung, Freiburg im Breisgau: Verlag Herder GmbH (12-21)

Thieme, Frank (2008): Alter(n) in der alternden Gesellschaft. Eine soziologische Einführung in die Wissenschaft vom Alter(n), Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH

Thurich, Eckart (2011): pocket politik. Demokratie in Deutschland, Paderborn: Bonifatius GmbH

Uhlmann, Berit (2015): Ein Krankheitserreger namens Einsamkeit.

<https://www.sueddeutsche.de/gesundheit/psychologie-allein-1.2799578> (letzter Aufruf: 13.08.2020)

UNECE (United Nations Economic Commission for Europe) (2010): Policy brief.

Integration und Teilhabe älterer Menschen in der Gesellschaft. Kurzdossier zum Thema Altern Nr. 4.

Von Spiegel, Hiltrud (2011): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis, München: Ernst Reinhardt GmbH & Co KG

Wagner, M./Schütze, Y./Lang F. R. (2010): Soziale Beziehungen alter Menschen. In:

Lindenberger, Ulman/Smith, Jacqui/Mayer, Karl Ulrich/Baltes, Paul B. (Hrsg.): Die Berliner Altersstudie, Berlin: Akademie Verlag GmbH (325-344)

Weymann, Ansgar (2000): Sozialer Wandel, Gnerationsverhältnisse und Technikgeneration in: Kohli, Martin/Szydlik, Marc (Hrsg.): Generationen in Familie und Gesellschaft, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH (36-58)

Wickel, Hans Hermann (2018): Musik in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung, Münster/New York: Waxmann Verlag GmbH

Woog, Astrid (2006): Einführung in die Soziale Altenarbeit. Theorie und Praxis, Weinheim und München: Juventa Verlag

Literaturverzeichnis

ZEIT ONLINE (2020): Hunderttausende Menschen in Deutschland leben in Pflegeeinrichtungen.

<https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2020-03/pflegeeinrichtungen-deutschland-pflegebeduerftige-altenpflege> (letzter Aufruf: 11.08.2020)

Zimmermann, Johann Georg (1803): Von der Einsamkeit, Wien: J.V. Degen

Anhang

1) Zustandekommen von Einsamkeit

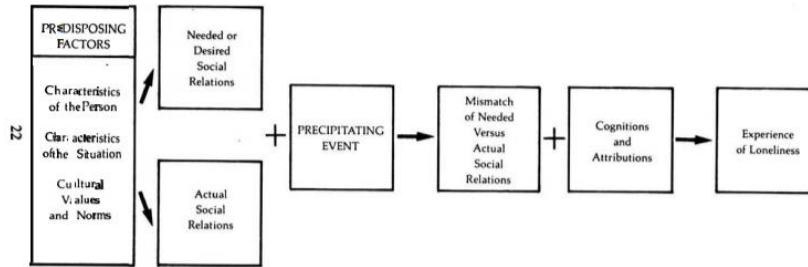


Figure 1. A Model of the Causes of Loneliness

Abbildung 1: Zustandekommen von Einsamkeit (Perlman und Peplau 1984, S. 22)

Anhang

2) Altersaufbau der Bevölkerung in Deutschland

Bevölkerung im Wandel
Annahmen und Ergebnisse der 14. koordinierten Bevölkerungsvorausberechnung

Schaubild 4
Altersaufbau der Bevölkerung in Deutschland
2080: Ergebnisse der 14. koordinierten Bevölkerungsvorausberechnung

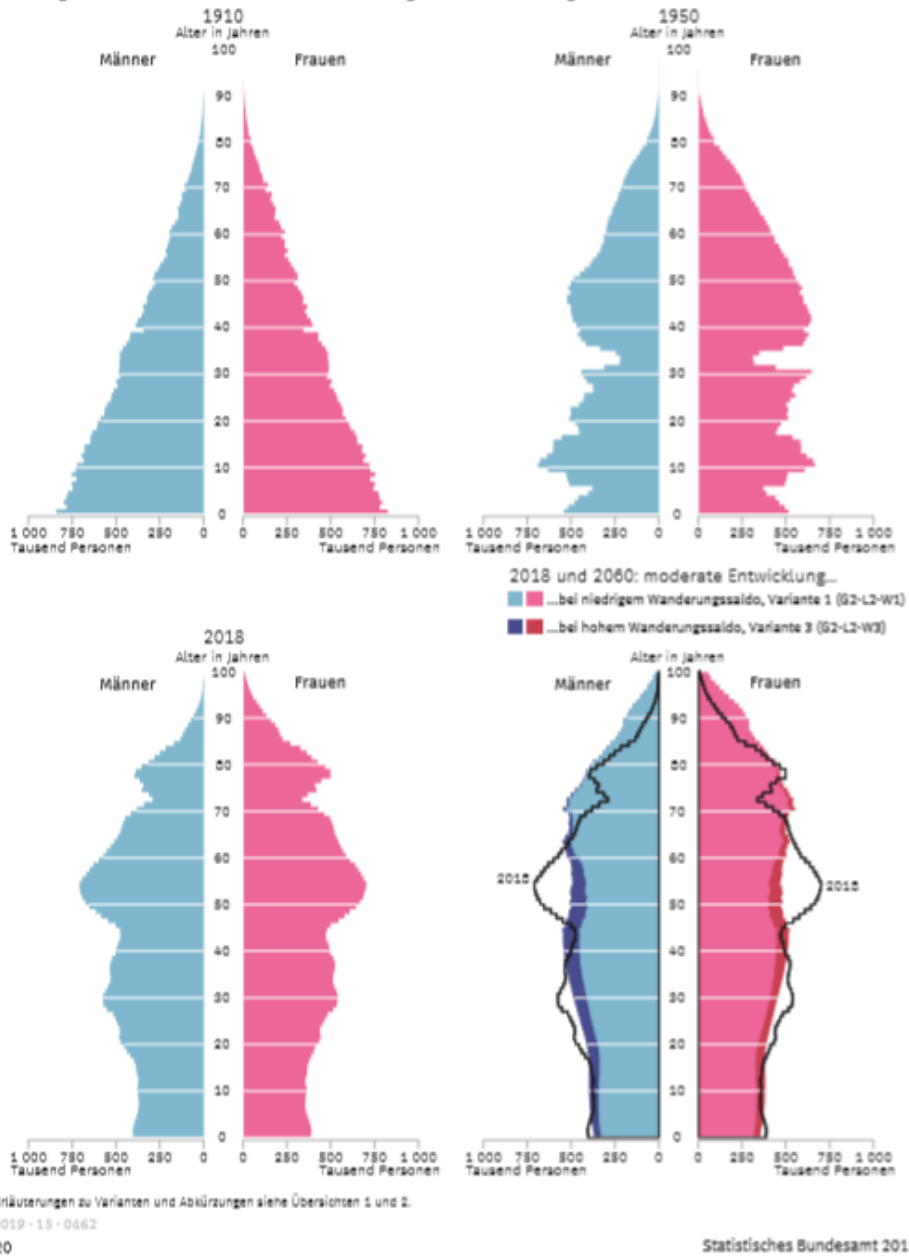


Abbildung 2 Altersaufbau der Bevölkerung in Deutschland (Destatis 2019, S. 20)

3) Langwasser-Nordost

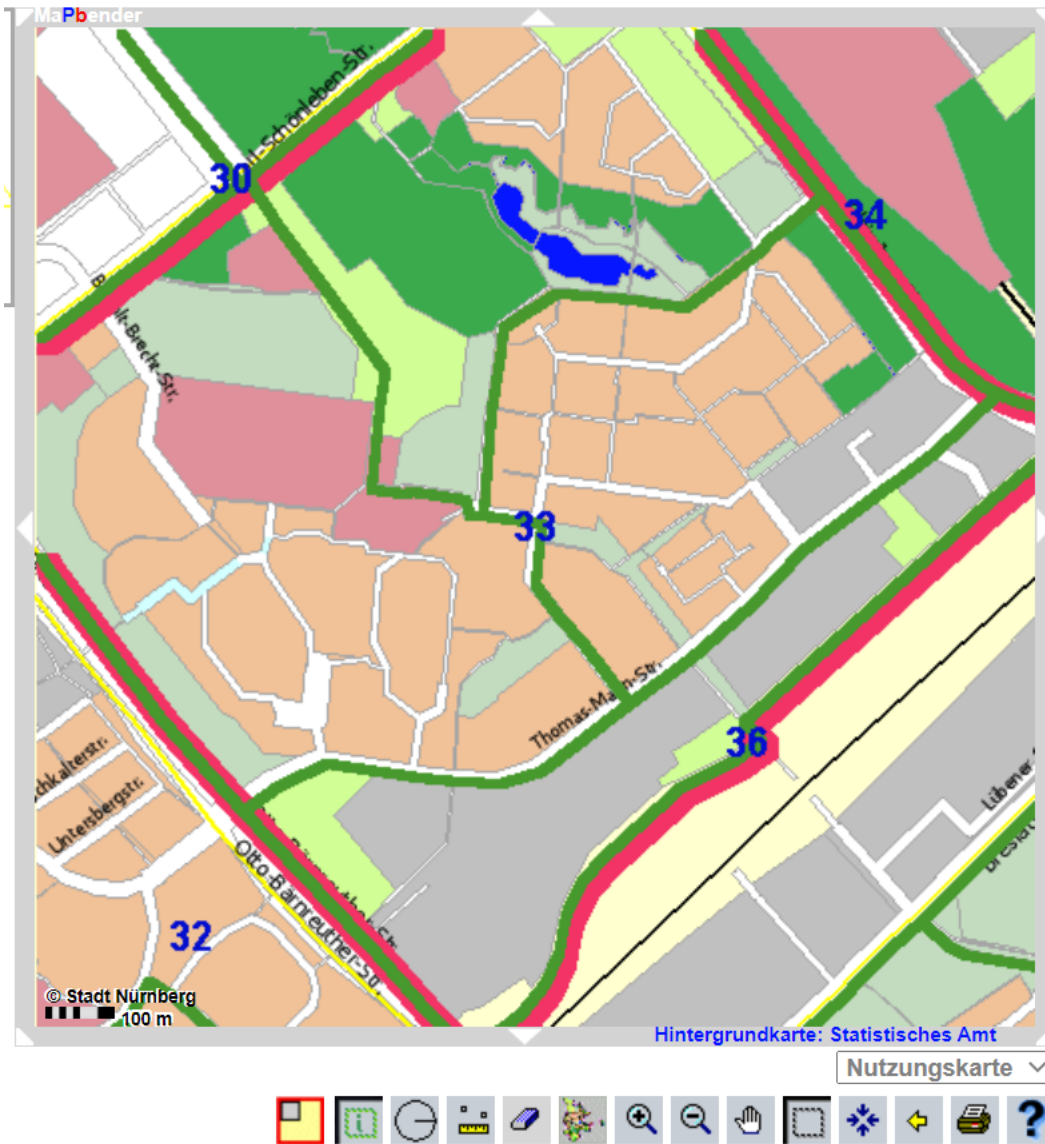


Abbildung 3: Langwasser-Nordost (Stadtplandienst Nürnberg)

4) Liedtexte zu Frightened Rabbits „The loneliness and the scream“

| "The loneliness and the scream" | "Die Einsamkeit und ihr Schrei" |
|--|---|
| Can you hear the road from this place? Can you hear footsteps? Voices? Can you see the blood on my sleeve? I have fallen in the forest. Did you hear me? | Kannst du von hier die Straße hören? Kannst du Schritte hören? Stimmen? Siehst du das Blut auf meinen Ärmeln? Ich bin im Wald hingefallen. Hast du mich gehört? |
| In the loneliness. Oh, the loneliness and the scream to prove to everyone that I exist. | In der Einsamkeit Oh, die Einsamkeit und der Schrei, um allen zu zeigen, dass es mich gibt |
| In the loneliness. Oh, the loneliness and the scream to bring the blood to the front of my face again. | In der Einsamkeit! Oh, Einsamkeit und der Schrei, das Blut wieder in mein Gesicht zu bringen. |
| Am I here? Of course I am, yes. All I need is your hand to drag me out again. It wasn't me. I didn't dig this ditch. I was walking for weeks before I fell in. | Bin ich hier? Natürlich, alles was ich brauche ist deine Hand, die mich wieder rauszieht. Ich war es nicht. Ich grub nicht diesen Graben. Ich lief wochenlang, bevor ich hineinfiel. |
| To the loneliness. Oh, the loneliness and the scream to prove to everyone that I exist. | An die Einsamkeit. Oh, die Einsamkeit und der Schrei, allen zu zeigen, dass es mich gibt. |
| In the loneliness. Oh, the loneliness and the scream to fill a thousand black balloons with air. | In der Einsamkeit. Oh, die Einsamkeit und der Schrei, tausende schwarze Ballons mit Luft zu füllen. |
| Fall down, find god. Just to lose it again. Glue the community together we were hammering it. | Herunterfallen, Gott finden. Nur um ihn wieder zu verlieren. Kleb die Gemeinschaft wieder zusammen, wir haben sie zerschlagen. |
| Fell down, found love but I can lose it again. But now our communal heart it beats miles from here. | Fiel herunter, fand Liebe, aber ich kann sie wieder verlieren. Aber jetzt schlägt unser gemeinsames Herz Meilen von hier entfernt. |

Abbildung 4 Liedtexte zu Frightened Rabbits „The loneliness and the scream“

Erklärung

Erklärung

1. Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst habe.
2. Ich versichere, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und die Standards guten wissenschaftlichen Arbeitens eingehalten zu haben.
3. Die gesetzlichen Vorschriften zum Datenschutz und zum Schutz der Urheberrechte wurden von mir beachtet
4. Ich bin damit einverstanden / nicht einverstanden*, dass meine Abschlussarbeit in die Bibliothek der Evangelischen Hochschule aufgenommen wird.
5. Ich bin damit einverstanden / nicht einverstanden*, dass meine Abschlussarbeit in digitaler Form öffentlich zugänglich gemacht wird.

Nürnberg, den 24.11.2020

Judith-Anna Völkl